

LEIPZIGS NEUE

Wählen und wählen lassen

Einblicke ins Wahljahr 2013 – die Serie von R. Lochner **3**

Respektlos

Der neue Name einer Leipziger Schule **7**

Ich richte mir den Tag schön ein

Zum Tod Reinhard Lakomys (Foto: B. Weinkauff) **9**

Notwendig, unbeliebt, rar...

Die Leipziger Proberaumstudie bündelt ein Problem **12/13**

Leben in vier Deutschländern

Das neue Buch des Anwalts Friedrich Wolff **17**



2 Euro/ABO 1,80

LINKE MONATSZEITUNG FÜR POLITIK, KULTUR UND GESCHICHTE

ZWISCHEN ABRISS UND VISION

S. 4–5 Das legendäre Leipziger Messegelände

wird 100

/KOMMENTIERT

Kapitale Fragen und Singsang

Würden Sie das Ersparte einer Bank anvertrauen, die den Kunden zwischen 15 und 20 Prozent Zinsen verspricht?

Würden Sie damit rechnen, dass da auch mal irgendetwas mit den Summen schief gehen kann?

Wer trägt dann die Risiken?

Warum legen Millionäre und Milliardäre, nicht nur mit russischem Pass, oft und gern ihr Geld in entfernten Steueroasen an?

Wie kommt man innerhalb weniger Jahre zu solchem Reichtum?

Wer riet einem kleinen europäischen Land mit »Z«, sein wirtschaftliches Wohl und Wehe allein in Geldanlagen und Geschäften mit horrenden Zinsen zu sehen?

Haben die Eurokraten, haben die Minister im Land »Z« sich jemals darüber Gedanken gemacht?

Wird das große Land mit »R« das kleine Land mit »Z« doch unterstützen, damit die Oligarchen, die ihr Kapital dem großen Land entzogen haben, finanziell gepolstert davorkommen? Streng geheim?

Wer sieht in der Europäischen Union diese Probleme ganz allgemein und unternimmt nichts?

Wer ist ärmer dran, ein Sparer, dem von seinem »Vermögen« 5000 Euro enteignet werden, oder ein Anleger, der eine halbe Million aus der Portokasse bezahlt?

Welche Unterschiede bestehen zwischen Sparern und Anlegern?

Meine Oma stimmte bei finanziellen Problemen immer das Lied an: »Wer soll das bezahlen, wer hat soviel Geld?« Sie war oft arm dran, aber handelte stets lebensklug.

• **Sebastian Ahse**

Habemus nun aber genug

Die überschwappende Welle an Informationen in Presse, Funk und Fernsehen über die Papstwahl, die uns tagelang beschäftigt haben, hat sicher auch dazu verholfen, dass nun auch überzeugte Atheisten über das Prozedere beim Konklave in der Sixtinischen Kapelle besser Bescheid wissen als über das Zustandekommen von Überhangmandaten bei der Bundestagswahl.

Es ist schon ein Wunder, dass nicht auch der Wetterbericht stündlich zuerst die Temperaturen auf dem Petersplatz gemeldet hat. Das Wohlbefinden der Kardinäle muss uns doch am Herzen liegen, müssen sie doch tagelang bei den vielen Wahlgängen hellwach bleiben, hochbetagt wie sie sind. Sie mussten den Richtigen finden. Macht es nun wieder mal ein Italiener oder einer aus Afrika oder gar

Pedro Scherer aus Brasilien, der mit den deutschen Vorfahren, die Ende des 19. Jahrhunderts aus dem Saarland ausgewandert waren. Vielleicht klappt es mit ihm das nächste Mal. Wissen wir doch: Die Saarländer haben immer einen Papst in Reserve.

Beeindruckend ist die Sache mit dem Rauch aus der schönen alten Esse. So etwas ließe sich bis September auch noch an das Reichstagsgebäude anbauen. Einfach Rauchzeichen bei Erfolg, ganz ohne digitalen Aufwand. Verzichten wir auf die nervenaufreibende Rechnerei mit den Zehntelprozenten! Schwarzgelben oder rosagrünen Rauch abblasen – fertig. Aber wer weiß, vielleicht braucht man die Chemikalien für den gelben Anteil am Rauch auch gar nicht.

• **Heinrich Wolf**



Foto: Märker

Vor zehn Jahren in Leipzig: 17 Demos gegen den Irak-Krieg

Im April 2003 erreichten die Leipziger Proteste gegen den von der US-Administration geführten Krieg gegen Irak ihren Höhepunkt. Nach Aufrufen des Leipziger Aktionskreises Frieden sowie von Pfarrer Christian Führer und Friedrich Schorlemmer steigerten sich die im Januar 2003 begonnenen anfangs kleinen Leipziger Antikriegsdemos von der Nikolaikirche zur Thomaskirche auch unter dem Eindruck der weltweiten Protestbewegung bis zu ca. 300 000 Menschen in Leipzig und anderen Orten. In einigen der zahlreich berichtenden Medien – die LVZ kam spät dazu – wurde Leipzig als das »Zentrum der deutschen Friedensbewegung« genannt. Anlass dafür war sicherlich die wöchentlich bis April steigende Beteiligung – die zweithöchste nach Berlin – und hohe Kultur der Demos für eine politische Überwindung der Hussein-Diktatur in Irak und gegen den völkerrechtswidrigen Krieg.

Die Hauptlosung des Aktionskreises »Kein Krieg – Keine Unterstützung« wandte sich gegen die indirekte Beteiligung der Schröder/Fi-

scher-Regierung am Krieg u.a. durch die Gewährung von Start- und Überflugsrechten für amerikanische Militärtransporte in den Irak-Krieg, der über 120 000 Menschenleben kostete. Die Leitung der eindrucksvollen Abschlusskundgebungen ab Ende Januar auf dem Augustusplatz lag in den Händen des damals auf das Leipziger Friedenszentrum gestützten Aktionskreises Frieden.

Die großen Kundgebungen vor der Oper waren nur möglich durch die solidarische Hilfe der Leipziger Technik-Firma Rösel. Geldsammungen unter den Demo-Besuchern waren dabei eine große Hilfe. Einige wenige Leipziger »Elite« – Leute hatten es zwar bis zum friedenspolitisch wichtigen Friedensgebet in der Nikolaikirche geschafft, hatten sich dann doch zu meist vor Demo-Beginn davon gemacht. Mitglieder von PDS, SPD, Attac u.a. sammelten 17 000 Unterschriften unter einer Protesterklärung an die US-Regierung, die dem Generalkonsulat in Leipzig übergeben wurden.

• **H.-J. Wienhold**

Wir feiern mit Lesern und Autoren, einen schönen, runden Geburtstag, den 20. Da wir – aus Kostengründen – kein Stadion mieten können, und deshalb Tische, Teller und Plätze begrenzt sind, bitten wir auf der beigelegten Karte mitzuteilen, mit wieviel Personen Sie teilnehmen möchten.

Wir freuen uns auf Sie!
Prof. Kurt Schneider
 1. Sprecher des herausgebenden Vereins
Michael Zock
 Chefredakteur

Geburtsmattinee am 11. Mai um 11 Uhr
Leipziger CENTRAL-KABARETT Markt 9

Nein, es müssen nicht immer Goethe, Schiller, Bismarck (der Dings da, na der... Sie wissen schon, war ja zum Glück ab 1945 wieder Österreicher) die greisen Köpfe hinhalten, wenn von den wahren Koryphäen der Nation die Rede ist. Mitnichten Herrschaften, heute wollen wir unser Augenmerk einmal auf die Helden des Alltags richten. Auf die Matadore des laufenden Schwachsinnss sozusagen, die da Tag für Tag im Irrlicht der Öffentlichkeit stehen und aber auch alles dafür tun, das Ansehen des Landes zu mehren. Denn davon gibt es eine ansehnliche Menge und nicht immer ernten sie Lob und Anerkennung, immer öfter auch Häme und Spott. Man glaubt es kaum. Stellvertretend für alle Ungenannten, wollen wir nur einige wenige Beispiele aus der großen Masse herausgreifen. Nee, Nee, Wowi und seine Senatsrasselbande, sowie alle ehemaligen oder amtierenden Bundespräsidenten und Päpste halten jetzt schön die Klappe. Fipsi, das Rainerle und ihre Gurkentruppe sowieso. Eure Stunde schlägt zu gegebener Zeit, heute sind mal andere dran, es hilft ja nichts.

Zum Beispiel der Hartmut Mehdorn. Ein ganz ein feiner Kerl, aber hallo. Was hat der nicht schon alles angestellt. Früh schon zeigte klein Hartmut Führungsqualitäten, war er doch während fast seiner gesamten Schulzeit Sprecher seiner Klasse. Während des Studiums keilte er sich dann in der Burschenschaft Frankonia mit Gleichgesinnten auf dem Mensurboden herum. Aber immer fair!, kannste glauben. Mehdorns große Stunde schlug 1999, als ihn der damalige Kanzler Schröder (Krieg und Frieden) zum Chef der Bundesbahn machte. Jetzt konnte er zeigen, was in ihm steckte. In nur neun schlappen Jahren erhöhte er den Umsatz der Bahn von 15,6 auf 33,5 Milliarden Euro. Gleichzeitig reduzierte er die Zahl der Mitarbeiter um rund 90 000, und schon klingelte es mächtig gewaltig im Ge-



Notizen aus der Hauptstadt der BRD
von Gerhard Schumacher

Große Deutsche

winsäckel. Dem Ingenieur ist nichts zu schwör. Alles in Butter auf der Schiene? Nun ja, der geplante Börsengang der Bahn war ursächlich für die anhaltenden Probleme der S-Bahn verantwortlich, was den Hartmut an die Spitze der beliebtesten Berliner überhaupt katapultierte. Doch immer, wenn es am schönsten ist, soll man bekanntlich aufhören. Nächste Station: Air Berlin, denn über den Wolken wird der Mehdorn wohl grenzenlos sein.

Der absolute Karriereknüller jedoch knallte uns erst in diesem Jahr um die Ohren. Nach langer, aufreibender Suche machte das erfolgreiche Pannenduo Wowereit / Platzeck den Ausnahmemanager zum Vorstand jenes Flughafen-Versuchsprojekts BER, gegen das er als Chef von Air Berlin noch eine Feststellungsklage auf Schadenersatz eingereicht hatte. Man sieht sich halt immer zweimal im Leben. Ach Hartmut, das kann doch noch nicht alles gewesen sein. Auf was dürfen wir uns als nächstes freuen?

Noch ein Beispiel: Peer Steinbrück, Chefkandidat der ohnehin schon recht arg zerzausten deutschen Sozialdemokratie. Dass er während seiner Pennälerzeit einmal wegen schlechter Noten die Schule wechseln und zwei Klassen wiederholen musste, macht ihn auf den ersten Blick sogar ein

bisschen sympathisch. Ein Blick allerdings, der bei Betrachtung von Peers weiterer Karriere stark relativiert wird. Staatssekretär und Minister in Schleswig-Holstein, Ministerpräsident in NRW und schließlich Bundesfinanzminister unter Basta-Gerhard (s.o.) bis zum bitteren Wahldesaster. Seit 2009 schließlich sogar Bundestagsabgeordneter mit eher trüber Aussicht auf Beförderung. Aber was soll's, da muss er halt durch. Gut, auf den ollen Kamellen wollen wir hier nicht auch noch rumreiten. Spitzenhonoreare für reichlich Dummquatsch, launige Kommentare zum Zeitgeschehen (z.B. über Clowns in Italien) und profunde Kenntnisse der ökonomischen Vorlieben des gemeinen Volkes (»einen Wein für fünf Euro bei Aldi würde ich nicht kaufen«), sprechen für sich. Auch der Kandidat selbst, vermag sich völlig korrekt einzuschätzen, wenn er fragt, ob er denn der einzige Depp im ganzen Land ist. Ganz sicher nicht, Peer, da kannst du völlig beruhigt sein. Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt.

Und dann war da noch die Panne mit der Lotterziehung. Ich möchte ja nicht wissen, wie viele vorschnell geordnete Ferraris wieder abgeholt werden mussten, nur weil zwei Kugeln klemmten. So etwas darf einfach nicht passieren, Mehdorn hin, Steinbrück her. Nein, so etwas nicht. Einfach peinlich.

Das gängige Klischee einer Wahl-, Parteien-, Politik- oder sonstigen Verdrossenheit wird vor und nach jeder Wahl gebetsmühlenartig ins Spiel gebracht, um die wachsende Zahl der Nichtwähler in Deutschland zu erklären.

Für Verdruss oder Verdrossenheit gibt es in der deutschen Sprache die Synonyme Missmut, Unzufriedenheit, Ärger. Viele waren missmutig, unzufrieden, verärgert wegen des langen Winters, dennoch hat keiner ernsthaft daran gezweifelt, dass erstens der Frühling wiederkommen, zweitens der Kälte-, Eis- und Schneefrust bald vergessen sein und drittens sich nichts an der Abfolge der Jahreszeiten ändern wird.

Es ist gut möglich, dass es um die Gefühlswelt eines Teils der Nichtwähler ähnlich bestellt ist.

Es ist sicher, dass ein anderer Teil sich nicht von einem vorübergehenden Verdruss leiten lässt, sondern tiefe Zweifel am Sinn von Wahlen hegt, die permanenten, systematischen, immer dreisteren Lügen von Parteien, Medien und sonstigen Stützen der Gesellschaft nicht vergessen hat und überzeugt ist, dass sich an der Abfolge von immer neuen Lügen

Wählen und wählen lassen

Von Reinhard Lochner

und immer neuen Wahlen etwas ändern muss.

Neben dem Euphemismus vom verdrossenen Bürger müssen sich die Nichtwähler von hoch oben auch den Vorwurf gefallen lassen, sie hätten das Wesen der Demokratie, ihre Pflicht zur Teilhabe und Gestaltung, ihre Rolle als Souverän nicht verstanden und würden durch ihre Verweigerung antidemokratischen Kräften und Bestrebungen Vorschub leisten.

Das sind markige Worte, die nur einen Nachteil haben: Sie verfehlen den Kern des Problems und rauschen in ebenso großer Entfernung und mit dem gleichen Getöse an ihm vorbei wie die Asteroiden, die Jahr für Jahr die Erde zerschmettern.

Auf die Idee, jemand könnte sein Gehirn benutzen und das Wesen ihrer Demokratie, inklusive der Pflicht des Wählers, den Narren geben, und sei-

ner Rolle, als Stimmvieh dienen zu müssen, nur zu gut verstanden haben, kommen diese Herrschaften nicht: Verblendung war schon immer das kostbarste Privileg der gerade Herrschenden. Noch weniger ist ihnen die Einsicht zuzutrauen, dass die angeblichen Bewahrer der Demokratie (der Freiheit, des Rechtes usw.) ihre faktischen Totengräber sind: Denn wer anders als sie hat diese Ideale im Schritt, im Trab und im Galopp zur elenden Schindmähre heruntergeritten?

Wie noch immer in der Geschichte, sind es nicht primär die Antagonisten, sondern die Protagonisten einer Gesellschaft, die ihren Nieder- und Untergang bewirken.

Da uns zu den Motiven der Wähler keine aussagekräftigen Fakten vorliegen, müssen wir in gebotener Kürze einige Vermutungen anstellen:

Sie gehen zur Urne, weil sie das Treiben der Mächtigen in Gesellschaft und Staat, in Politik und Medien, Wirtschaft und Banken billigen und sich damit identifizieren, weil sie davon überzeugt sind, nicht belogen, betrogen und ausgenutzt zu werden,

weil sie die Versprechungen von Politikern, Parteien und Parlamenten, Regierung und Opposition ernst nehmen und wissen, dass diese mit ganzer Kraft für das Wohl der Menschen, Bürger, Wähler kämpfen werden,

weil sie die fachlich-politische Kompetenz und die menschlich-moralischen Qualitäten der Kandidaten hoch einschätzen,

weil sie den überzeugenden Wahlprogrammen, den zündenden Wahlkampflosungen, den volksnahen Spitzenkandidaten sowie den objektiven Medienberichten vertrauen,

weil sie fest daran glauben, dieses Mal endlich die Richtigen ans Ruder zu bringen und alles zum Besten wenden zu können,

weil sie wissen, dass es falsch ist, nicht zur Wahl zu gehen, und weil sie sich ein Leben ohne Wahlen überhaupt nicht vorstellen können.

(Mehr dazu in der Mai-Ausgabe.)



Fotos: Gerd Eiltzer

*»Guten Morgen Leipzig, guten Morgen!
Schau, es lockt schon ein neuer Messetag!
Schöne Stadt, Du darfst heut´ wieder sorgen,
für den Handel in der Welt,
für den Wandel in der Welt,
für der Völker Brückenschlag.«*

So interpretierte vor 50 Jahren der Schauspieler Günter Haack die kurze Morgenmelodie der Messesondersendungen aus dem Funkhaus in der Leipziger Springerstraße.

Bald mauserte sich das anfänglich einstündige Magazin zur »Messewelle«, einem 13-stündigen Sonderprogramm, das nicht nur in Leipzig bis 1990 sehr gern gehört wurde. Internationale Hits, mehrsprachiger Service in Deutsch, Englisch, Französisch und Russisch, witzige »Amesements«, die Reihe »Sächsisch for you«, Live-Reportagen und Studiogäste – ausgestrahlt auf Mittelwelle und UKW – sorgten dafür, dass, zumindest im Frühjahr und Herbst, auf den Kofferradios und überhaupt in der Stadt weniger Radio Luxemburg und Deutschlandfunk gehört wurden.



Zwischen Abriss und Vision

Das legendäre Leipziger Messegelände wird 100

Über Jahrzehnte zog dieses Gelände, in der Nähe des Völkerschlachtdenkmalts gelegen, die Leute immens an. Vor 100 Jahren präsentierte sich dort die Internationale Bau-fachausstellung (IBA) und 1914 die Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik (BUGRA), letztere dauerte von Mai bis Oktober. In dieser Zeit gerieten die Europäischen Verhältnisse u.a. durch die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers aus den Fugen.

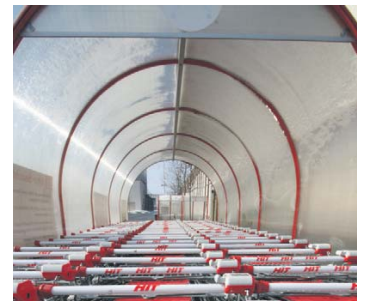
Im März 1918 erlebte dann die Technische Messe auf diesem Areal ihre Premiere, da die Ausstellungshäuser der Innenstadt für die vielen technischen Neuerungen zu eng wurden. Soweit zu den Anfängen. Wer darüber mehr nachlesen möchte, auch über die späteren Entwicklungen und Zerstörungen, dem empfehle ich beispielsweise das »Stadtlexikon Leipzig«.

Kürzlich trafen sich Interessierte unter dem noch letzten erhaltenen großen Doppel-M-Wahrzeichen in der Prager Straße. Eingeladen hatte der Leipziger Verein Industriekultur, um zu schauen, zu erklären oder auch, um mit den Schultern zu zucken. Um dieses inzwischen Jahrzehnte alte MM-Alu-Gebilde gab es seit Jahren Diskussionen. Nicht alle waren für seinen Erhalt, der etwas kosten würde. Diejenigen, die mit dem Fahrrad, dem Auto oder der Straßenbahn vorbeifahren, bemerken seit langem: Es wird geackert und gerackert. Es wird gebaut und geplant. Trotzdem ist vieles noch nicht, wie es so schön heißt, in trockenen Tüchern.

Das gilt allerdings nicht für den Komplex, der in Nähe des MM-Symbols entsteht. Das Möbelhaus PORTA hat sich entschieden, an dieser Stelle mächtig zu investieren,

fast mitten in der Stadt, und sicher nicht zur Freude des Konkurrenten HÖFFNER in Autobahnnähe. Dass die Denkmalpfleger darauf bestanden, die ehemaligen Eingangsmeshallen entlang der Prager Straße nicht total abzureißen, sondern teilweise zu erhalten, machte den Möbelhausbau nicht einfacher, denn dieser Wunsch passte nicht in die Systeme, mit denen heute Möbelhäuser auf dem Reißbrett konstruiert werden, mit möglichst viel Fläche, wenig Schaufenstern, um drinnen zum Schauen und Kaufen zu reizen. Wie ich hörte, soll das an dieser Stelle zu Weihnachten möglich sein. Man wird sehen.

Während wir bei unserem kleinen »Messerrundgang« zunächst die Puschstraße auf dem Gelände ansteuern, kommen die Mitgänger ins Plaudern. Ein Elektriker, inzwischen im Ruhestand, erinnert sich an anstrengende Wochen im Frühjahr und Herbst, als es galt, die Hallen voltmäßig auf Vordermann zu bringen und dabei die Wünsche der Aussteller zu erfüllen. Eine äußerst interessante Herausforderung, an die mein Gegenüber gern zurückdenkt. Ein anderer weist in eine ganz bestimmte Himmelsrichtung und erinnert sich dabei an die Zaunlücke, die es dem damals 13-Jährigen ermöglichte, auf das Gelände zu kommen, denn für diese Altersgruppe waren die begehrten Besucher-Messeausweise tabu. War er dann drin, steuerte er die Westpavillons an und wartete geduldig auf Kataloge und kleine Präsentate. Alle erinnern sich dahingehend, dass in den Messewochen die Stadt anders »duftete«. Sie bekam dann zu DDR-Zeiten eine gewisse Weite, Glanz und Internationalität, auch in puncto Kultur, sogar ein extra flottes Radio-Programm, nicht, wie damals üblich, aus Berlin, son-



dem in der Leipziger Springerstraße produziert. Und als vor Jahrzehnten an der Hauptpost am Karl-Marx-Platz vor Messebeginn in Riesenlettern prangte: »Ohne Kapitalisten geht es besser!«, wurde die Losung über Nacht entfernt. Viele Leipziger grünten und dachten sich ihren Teil. Die anreisenden Kapitalisten aus Europa und Übersee hatten das natürlich noch nicht gelesen.

Ja, und dann stehen wir 2013 in der schmalen Puschstraße vor sechs imposanten Säulen. Zuvor ist noch zu erwähnen, dass Oskar Pusch einer der Architekten war, die in den 1920er Jahren Messehallen entwarfen. Wir sind vor der ehemaligen Halle 16. Außen unübersehbar Gründerzeitarchitektur, drinnen heutiges Leben, denn dieser imposante Kuppelbau überlebt, im 21. Jahrhundert, als sehr attraktiver »Eventpalast«. Dort steigt inzwischen auch die beliebte Disko Ü 30. Wir kommen an einem ruhigen Vormittag, dürfen rein und glauben unserer Gastgeberin, dass sich unter dieser hohen Kuppel, Kaiser, Minister und Charmeure zu unterschiedlichen Zeiten sehr wohl fühlten. Zu ebener Erde wurden inzwischen Technik und Heizung, was nicht einfach war, auf den neuesten Stand gebracht. Ein kleines Betreibersteam kämpft ums Überleben, aber wie wir sehen und vermuten, nicht ganz erfolglos.

Wir laufen nun in der Straße des 18. Oktober, die von der Stadt genau auf das Messegelände führt. Sie war ja zu DDR-Zeiten als große Magistrale geplant. Man muss heutzutage schon zweimal hinschauen, um den flachen fast zugewachsenen Betonpavillon zu entdecken. Vor gut zwanzig Jahren ein wichtiger Dreh- und Angelpunkt für das Gelände und für die Stadt Leipzig. Hier residierte die sogenannte Treuhand in einigen Bü-

ros. Der Schriftzug verblasst zwar langsam, mit den Folgen dieser Institution kämpft mancher noch heute.

Obwohl die Partei und Staatsführung der DDR ihre Messerrundgänge meist am Sowjetischen Pavillon begann, steht der bei unserem Rundgang am Ende. Zur Geschichte: Das ehemalige Achilleion entstand ebenfalls auf dem Reißbrett von Oskar Pusch. Gedacht in den 1920er Jahren als Messehalle und Sportpalast. Der Komplex, er wurde im Zweiten Weltkrieg stark beschädigt, ist seit dem Umbau als Sowjetischer Pavillon bekannt. Eröffnet 1950. An die große Leninbüste am Eingangsbereich werden sich nur noch ältere Leipziger erinnern. Wir drehen 2013 zweimal einen alten Schlüssel um, der uns leihweise überlassen wurde, und stehen mitten drin in diesem hohen Gebäude, das völlig entkernt ist und noch immer auf neue Bestimmungen wartet. Drinnen ist es eisig. An einer Wand sehe ich Reste großer Wandmalereien mit vielen Sowjetmotiven. Putin ist auch dabei.

Hier müssten Millionen investiert werden. Wer tut das? Mit welchem Ziel? Ein kürzlich ins Gespräch gebrachter Umzug des Dresdner Verkehrsmuseums an diesen Ort wird von Fachleuten als illusorisch und unbezahlbar abgetan. Auch ein Holocaust-Museum ist im Gespräch. Der Komplex ist denkmalgeschützt. Wir schließen die Halle wieder ab, laufen einige Meter und landen sofort im Hier und Heute. Ratternde, vergitterte Einkaufswagen deuten an, in der Messehalle daneben hat sich ein großer Supermarkt etabliert.

Dieses Gelände mit seinen insgesamt 55 Hektar wird der Betreibergesellschaft, der Stadt und den Anwohnern noch einiges abverlangen ... und uns überraschen.

• Michael Zock



Motive: Archiv Fiebelkorn



Allen die Welt und jedem die Sonne

...fröhliche Herzen, strahlender Blick. Haben wir im Haus. Im Rathaus.

Dort lächelt der wieder gekürte Sonnyboy. Etwas gealtert, aber wonnige Bilder vor Augen:

Sechshunderttausend Einwohner – ohne Eingemeindungen.
Wirtschaftlicher Aufschwung.
Finanzielle Stabilität.

Arbeitslosigkeit halbiert auf fünf Prozent. Keine Billigjobs. Überregionaler Erfolg. Alles in sieben Jahren.

Kurzum - eine Aufwärtsspirale für alle.

Du hast ja ein Ziel vor den Augen, damit Du in der Welt Dich nicht irrst...

singt

Euer
Lipsius



Jugendliche schreiben über die Völkerschlacht

Das Friedenszentrum Leipzig e.V. wendet sich mit dieser Ausschreibung an in Leipzig und der Region lebende Jugendliche der Klassen 8 bis 10 der Mittelschulen und 8 bis 12 der Gymnasien. Seit Monaten schon wird auf den 200. Jahrestag jener für Leipzig schrecklichen Tage hingewiesen. Es gibt irritierende Vorbereitungen zu theatralischen Nachstellungen des Geschehens und anderes Zweifelhaftes mehr, anlässlich dieses »Jubiläums«, dieser »Feier« wie das Ereignis auch genannt wird.

Wir möchten dazu beitragen, dass diese historischen Daten (auch die Denkmal-Einweihung jährt sich zum 100. Mal) hinterfragt, ihre Bedeutung und Folgen diskutiert und auf die heutige globale, aktuelle Friedensproblematik und -gefährdung bezogen werden.

Angeregt werden Texte im Umfang von zwei bis maximal fünf Seiten zu zwei Komplexen:

● **200 Jahre Völkerschlacht**
Patriotisches Fest?
Ehrung der Kriegshelden?
Mahnende Erinnerung an die Opfer?
Gedenken unter welchen Vorzeichen?

● **200 Jahre Völkerschlacht**
Nachgefragt und recherchiert:
Was geschah in meiner Straße / in meinem Viertel / in unserer Stadt?

● **Zeitraum der Ausschreibung:**

Zweites Schulhalbjahr bis Ende Juli 2013

(Einsendeschluss: 31. Juli)

Ausfertigung der Texte, wenn möglich, in drei Exemplaren: Handschrift / Kopien / Schreibmaschine / PC- Ausdruck / PC-Datei.

Anschrift der Jury: Friedenszentrum Leipzig e.V.

über: Dr. Christel Hartinger

Philipp-Rosenthal-Str. 58 / 04103 Leipzig

Tel.: 0341 / 87 80 015

email: christel.ilm@t-online.de

Alle Einsendungen werden begutachtet und bei Eignung in Medien der Stadt (Zeitungen, Kulturinformationen/ Radio/ Leipzig Fernsehen) veröffentlicht.

Die olympische »Treppchen-Hierarchie« 1-2-3 wird für uns nicht gelten, alle Texte werden beachtet, die aussagekräftigsten fünf Texte zum Abschlusstreffen vorgestellt und besonders gewürdigt.

Alle Teilnehmenden werden zum einen, zu einer auswertenden öffentlichen Veranstaltung mit Lesung/ Prämierung (Büchergutscheine) Begegnung und Gespräch an einem kleinem Buffet eingeladen; zum anderen ist mit einem Historiker eine Exkursion zu den geschichtlichen Plätzen in und um Leipzig geplant.

Friedenszentrum Leipzig e.V.

Torsten Schleip

Vorsitzender

Verhaltene Freude

Erstmals in diesem Jahr gab es folgende Arbeitslosenzahlen im Bezirk: 31 536 Frauen und Männer. Die Quote sank auf 11,8 Prozent. Leider gingen auch die Stellenmeldungen zurück, um 238 auf 1155. So waren es zum Vorjahr 357 weniger. Wir werden in den nächsten Monaten sehen, ob das Winterwetter die Hauptursache ist. Die Entwicklung betraf alle Altersgruppen. Es gab einen Zugang von 7239 neuen Arbeitslosen und eine Abmeldung von 7838. Ziemlich viel

»Trubel in der Hütte«. Dividiert man die Arbeitslosenzahl durch den vorhandenen Stellenbestand (2722) ergibt sich 11,6 Arbeitslose je Stelle. Die Schwankung bewegt sich nach Zielberufen zwischen 55,8 und 7,1 je Stelle! Es ist schön, nicht dabei zu sein!

Erstmals nach der Winterpause wurde wieder über den Ausbildungsmarkt berichtet. Bis März hatten sich 1775 Bewerberinnen und Bewerber gemeldet – plus 131 oder acht Prozent mehr, als im Vorjahr. Ausbildungsstellen gibt es derzeit 1760; 12,4 Prozent weniger. »Ein positives Ergebnis«, so Agenturchefin Griese.

Die Pressemitteilung des Jobcenters enthält die gleiche sinkende Tendenz. Die Schlagzeilen lauten: Zahl der arbeitslosen ALG II-Empfänger um 246 auf 24 369 Menschen gesunken. Das sind 1751 weniger als im Vorjahr. Die Zahl der Leistungsempfänger stieg um 172 auf 72 530 und die Zahl der Bedarfsgemeinschaften um 196 auf 43 642. Sozialgeld wurde an 17 933 Personen – plus 48 – gezahlt. Das Jobcenter betreute 77,3 Prozent der Arbeitslosen der Stadt. Man rechnet künftig mit einem weiteren Rückgang der Zahlen.

• **J. Spitzner**

● **Tarifmoratorium**

Tarifsteigerungen für Straßenbahn und Bus sind von öffentlichem Interesse. Deshalb wurde über einen Antrag der Linksfraktion hart gestritten und teilweise mit namentlicher Abstimmung votiert. Beschlossen wurde, dass die Leipziger Vertreter in der Gesellschafterversammlung des Verkehrsverbundes darauf drängen, dass alternative Formen zur Finanzierung des Nahverkehrs untersucht werden und darüber informiert wird, sowie das Wahlrecht der Eltern zur bestehenden Schülermobildcard von 199 Euro und zum erweiterten Angebot von 209 Euro zu sichern. Abgelehnt wurde die Linksforderung bis zur Vorlage des Papiers »Entwicklung des Verbundraumes bis zum Jahr 2025« keiner Tarifierhöhung zuzustimmen.

● **Konzept Leipziger Osten**

Das vom Stadtrat beschlossene integrierte Stadtteilentwicklungskon-

zept konkretisiert das gesamtstädtische »Integrierte Stadtentwicklungskonzept Leipzig 2020« für dieses Gebiet und ist gleichzeitig städtebauliches Entwicklungskonzept sowie Grundlage für abgestimmtes Verwaltungshandeln sowie den Ressourceneinsatz. Dadurch wird die Beantragung und Verwendung von Fördermitteln von EU, Bund und Land für verschiedene Ziele möglich. Entsprechend den angenommenen Ergänzungsanträgen wird bei Abrissentscheidungen an wichtigen Magistralen der Planungsausschuss einbezogen.

● **Anträge**

Mit der notwendigen Unterschriften-

zahl wurden Anträge von Fraktionen, Stadträten sowie Fachausschüssen in das parlamentarische Verfahren verwiesen, wie: Europäische Bürgerinitiative »Wasser ist Menschenrecht«, Baumaßnahme »Anker«, Fußgängerüberwege in Marienbrunn / An der Tabaksmühle und in Lieberwolkwitz/ Naunhofer Landstraße, zur Wirksamkeit des Verkehrskonzeptes Zoo, Haushaltssimulationen für den Stadtrat und die interessierte Öffentlichkeit sowie zur Bürgerbeteiligung bei der Sanierung der Könnertitzstraße in Schleußig

● **Kulturszene**

Vorschnell zog die Linksfraktion im Stadtrat ihren Antrag zur Ausweisung

von Freiflächen für Kulturveranstaltungen der Szene- und Clubkultur wegen mangelnder Unterstützung im Kulturausschuss zurück. Dabei hatten die für Umweltfragen und Stadträume zuständigen Fachausschüsse mehrheitlich dem Antrag zugestimmt. Erste Vorstellungen dazu gibt es bereits für die Gestaltung der Erlebnisachse »Straße des 18. Oktober« auf der Alten Messe, was ebenfalls auf einen Antrag der Linken zurückgeht.

● **Anlehnungen**

Das betraf Anträge der Linksfraktion zur Einbeziehung der Arbeitnehmervertretungen bei personalplanerischen Entscheidungen in der Stadtverwaltung und den Eigenbetrieben sowie zur Begrenzung der Zinsen mit max. 8,5 Prozent über dem EZB-Leitzins für Dispositionskredite bei den Privatgirokonten der Sparkasse Leipzig

* / Notizen aus dem Stadtrat

Sage mir, wie sie heißt ...

Über die geplante, respektlose Namensänderung einer Schule

Am 26. August dieses Jahres wird die Mittelschule in der Breitenfelder Straße in Leipzig nach mehr als fünfjähriger Schließung erstmals wieder ihre Pforten öffnen. Von 1977 bis zu ihrer Auslagerung der Mittelschule in das Gebäude der 68. Mittelschule 2007 trug sie den Namen »Hans und Hilde Coppi« und erinnerte damit an die beiden mutigen Widerstandskämpfer. Ganz in der Nähe gab es seinerzeit auch die inzwischen geschlossenen »Coppi-Lichtspiele«. Nun soll die frisch sanierte Schule einen neuen Namen erhalten. Im Gespräch ist der Name des Gohliser Seilbahnfabrikanten Adolf Bleichert. Bei der Auswahl des zukünftigen Namens der Mittelschule durch die Schulkonferenz standen »Hans und Hilde Coppi« dem Vernehmen nach nicht mehr zur Abstimmung.

Dazu erklären die beiden sächsischen Landtagsabgeordneten aus dem Leipziger Norden Cornelia Falken (LINKE) und Holger Mann (SPD): »Es gibt keinen Grund, die Namens-tradition der Schule in Gohlis nicht fortzuschreiben. Den Namen »Hans und Hilde Coppi« aus der Schultradition an diesem Standort ohne öffentliche Diskussion zu löschen, nähme beiden Widerstandskämpfern erneut ihre Würde. Auch gegenüber dem in der Haft geborenen Hans Coppi, der



heute in Berlin, lebt, wäre die Namenslöschung respektlos.

Jeder Mensch darf sich fragen: Wäre er in einer ähnlichen Situation bereit, für die eigenen moralischen Überzeugungen und demokratischen Grundlagen unserer Gesellschaft vergleichbares zu riskieren?«

Cornelia Falken und Holger Mann unterstützen vor diesem Hintergrund das Engagement von DIE LINKE und SPD im Stadtbezirksbeirat Nord, sich für diesen Namen der Schule stark zu machen.

»Zweifelsohne ist auch der Name Bleichert ein großes Stück Gohliser Geschichte. Einen Verdrängungswettbewerb der historischen Namen sollte man jedoch unter allen

Umständen vermeiden.«, so Falken und Mann abschließend.

Hintergrund: Das Ehepaar Coppi wurde am 12. September 1942 verhaftet, denn sie verfolgten aktiv die Beendigung des Naziterrors. Hilde war schwanger und brachte ihren Sohn Hans am 27. November 1942 im Berliner Frauengefängnis in der Barnimstraße zur Welt. Am 22. Dezember 1942 wurde ihr Mann hingerichtet. Auch Hilde Coppi wurde am 20. Januar des Folgejahres zum Tode verurteilt. Ein Gnadengesuch wurde im Juli 1943 von Adolf Hitler abgelehnt. Die Hinrichtung wurde aufgeschoben, damit sie ihr Kind stillen konnte.

(Info: Landtag/LN)

Thüringer Terrortrio, Zwickauer Zelle oder Neonazi-Netzwerk?

Diskussion

**Der Stadtbezirksverband
DIE LINKE. Südwest
lädt am 7. Mai, 18.00 Uhr
in die Karl-Heine-Str. 41 ein.**

Über den NSU und seine Verbindungen in der (sächsischen) Naziszene, das Agieren der Behörden zwischen Schreddern, Spitzeln und Staatsversagen und die Schwierigkeiten beim Suchen der Wahrheit berichtet die Landtagsabgeordnete **Kerstin Köditz**, Obfrau der LINKEN im sächsischen NSU-Untersuchungsausschuss. »Dass über ein Jahrzehnt unerkannt gemordet werden konnte, liegt nicht zuletzt am strukturellen Rassismus der deutschen Behörden«, meint sie. Wenig Hoffnungen setzt sie in den Prozess gegen Zschäpe: »Das Gericht versucht das Verfahren zu entpolitisieren.«

Demokratie darf nicht durch Verwaltungsgebühren **ausgebremst** werden

Lebendige Demokratie und Bürgerbeteiligung erfordern niedrige Zugangsschwellen. Wie der Tagespresse allerdings zu entnehmen ist, erhebt die Stadtverwaltung von den Initiatoren des Bürgerbegehrens gegen weitere Privatisierung von städtischem Vermögen derzeit zwar keine Sondernutzungsgebühren jedoch für jede Anmeldung entsprechender Aktionen Verwaltungsgebühren in Höhe von 66,50 Euro. Damit wird die ausdrücklich vom Stadtrat gewünschte Kostenfreiheit bürgerschaftlichen Engagements mehr als konterkariert.

In der Ratsversammlung vom 12. Dezember vergangenen Jahres war hingegen auf Initiative der Fraktion DIE LINKE und von Bündnis 90/Die Grünen mit dem Antrag A 307 »Änderung der Satzung der Stadt Leipzig über Erlaubnisse und Gebühren für Sondernutzungen an öffentlichen Straßen, Wegen und Plätzen (Sondernutzungssatzung)« ausdrücklich mehrheitlich beschlos-

sen worden, durch die Streichung des § 6 der »S A T Z U N G der Stadt Leipzig einen derartigen Widersinn zu verhindern. Der Erste Bürgermeister sagte daraufhin zu, dass die Stadtverwaltung dem Rat eine diesbezüglichen Vorschlag zur Änderung der betroffenen Satzungen vorlegen werde, der auch rechtlich vertretbar ist. Da dies bis zum heutigen Tag jedoch noch nicht erfolgt ist, ist aus unserer Sicht der offene Passus der Sondernutzung rechtlich bis zur Beschlussfassung einer entsprechenden Regelung ungültig. Widerspruchsbescheide der Betroffenen, zu denen wir ausdrücklich auffordern, haben somit große Aussichten auf Erfolg.

Für eine Vereinfachung des Verfahrens fordern wir jedoch die Stadtverwaltung auf, die ergangenen Verwaltungsgebührenbescheide für ungültig zu klären.

• Mike Nagler

S/ Ein geläuterter Schläger

Rabiate Umgangsformen sind hierzulande offenbar auf dem Vormarsch. Zumindest gewinnt man diesen Eindruck, wenn man die hohe Zahl von Körperverletzungen betrachtet, die zur Verhandlung vor dem Leipziger Amtsgericht tagtäglich anstehen.

Auch Frank T. ist der vorsätzlichen Körperverletzung angeklagt. Er wird in Handschellen aus der Justizvollzugsanstalt (JVA) Waldheim vorgeführt.

T. ist Jahrgang 1979, von Beruf Fliesenleger, seit drei Jahren arbeitslos, geschieden und unterhaltspflichtig für zwei Kinder im Alter von elf bzw. vier Jahren.

Ihm wird vorgeworfen, am 17. Januar 2012 im Tischtennisraum der JVA Torgau einen Mitgefangenen mit zwei sehr kräftigen Schlägen gegen die Ohren misshandelt zu haben. Als Grund gibt Frank T. an, dass sein Widerpart ihm 20 Euro Schulden nicht zurück zahlen wollte.

Frank T. ist schlank, hochgewachsen und entspricht dem Typ eines attraktiven, gut trainierten Boxers im Schwergewicht.

Eine Gewalttat im Vollzug wiegt wohl zu Recht besonders schwer. Er räumt sein Vergehen mit durchaus glaubhafter Reue ein und versichert, er wolle daraus die entsprechenden Lehren ziehen. In diesem Sinn hat er sich freiwillig für eine Therapie gemeldet. In Einzel- und Gruppengesprächen versucht er seiner bislang extrem stark ausgeprägten Gewaltneigung endlich Herr zu werden.

Dies ist auch für seine Zukunft außerhalb der Haftzelle unbedingt vonnöten, denn sein ellenlanges Strafregister begann bereits im jugendlichen Alter mit etlichen Körperverletzungen, Freiheitsberaubung, Einbruch und Widerstand gegen Vollzugsbeamte. Für seine Vergehen büßte und büßt er schon eine verhältnismäßig lange Zeit seines Lebens hinter Gittern. Offenbar ist er nun auf dem Weg, ein für alle Mal die richtigen Lehren zu ziehen.

So sehen es der Staatsanwalt, der vier Monate Haft fordert, und auch die Richterinnen, die sich dieser Forderung anschließen.

FRANZ HASE

Zur Eröffnung der Leipziger Buchmesse am 13. März 2013 wurde Klaus-Peter Bogdal: *Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung*, Suhrkamp Verlag Berlin 2011, mit dem Preis der Europäischen Verständigung ausgezeichnet. Die Jury erklärte dieses Buch als »bahnbrechend«. In den Medien (Tages- und Wochenzeitungen, Fernsehen, Rundfunk) gab es ähnlich lobende Wendungen. Der türkische Schriftsteller Feridun Zaimoglu bezeichnet das Buch in seiner Laudatio als »meisterhaft, glänzend«.

Bogdal erklärt in Interviews und im »Prolog«, er habe an diesem Werk zwanzig Jahre gearbeitet und betont: »Am Ende meiner Forschungen lag eine Studie vor mir auf dem Schreibtisch, die in mehrere Bände hätte aufgeteilt werden müssen. Ich habe sie zu einem Band verschlankt und verdichtet, ohne die europäische Dimension aus den Augen zu verlieren, habe allerdings darauf verzichtet, jeder nationalen Entwicklung im Einzelnen nachzugehen ... Ohne Forschungsergebnisse und Erkenntnisse zu opfern, habe ich den wissenschaftlichen Apparat, dem eine gewisse Schwerfälligkeit anhaftet, auf das notwendige Minimum reduziert. Die der Arbeit zugrunde liegende Theorie, die mir am Anfang so wichtig war, habe ich nicht expliziert, sondern im Vertrauen auf ihre Durchschlagskraft (sic) in die konkrete Darstellung des Gegenstandes einfließen lassen. Der Fachwelt wird also das Ihrige nicht vorenthalten, dem Leser, auf dessen Neugierde und Interesse der Verfasser setzt, das Seine gegeben« (S. 12).

In der »Danksagung« erwähnt Bogdal Personen, »auf deren Campingplatz ... ein großer Teil des Buches in einem Wohnmobil geschrieben worden ist« (S. 484) und zwar in etwa zwei Jahren. Zu diesem preisgekrönten Werk sind einige Anmerkungen angebracht:

Buchpreis und Campingplatz

Die Merkwürdigkeiten des Klaus-Peter Bogdal

Von Wolfgang Geier

Die »Schwerfälligkeit des wissenschaftlichen Apparates« besteht nach 474 Textseiten in 50 Seiten mit 2016 Anmerkungen/Fußnoten und folgenden 39 Seiten mit über 1000 bibliografischen Einträgen. Es wäre interessant zu erfahren, wieviele Studierende in wievielen Semestern dies zusammengetragen haben und welcher Campingplatz mit solchen Bibliotheken ausgestattet ist.

»Die am Anfang so wichtige« der »Arbeit zugrundeliegende Theorie« wurde nicht nur nicht weiter »expliziert«, sondern »floß so in die Darstellung des Gegenstandes« ein, dass sie im Verlaufe dieser Darstellungen abhandeln kam, jedenfalls ist sie eingangs kaum erkenn- und später nicht mehr auffindbar. Ihre »Durchschlagskraft« geht demnach gegen Null. Was »das Ihrige der Fachwelt« und »das Seinige des Lesers« sein soll, bleibt unerfindlich.

Bogdal hat literarische Quellen aus mehreren Jahrhunderten zusammengetragen und war bemüht, sie thematisch zu ordnen. Darüber kann man geteilter Meinung sein, gelun-

gen ist dieser Versuch, aus einer Zettelkastensammlung ein halbwegs plausibles Darstellungskonzept zu machen, kaum. Die Kapitelüberschriften ähneln Schlagzeilen, die zeitliche und räumliche Auswahl, Ein- und Zuordnung sind – zurückhaltend gesagt – merkwürdig.

Es handelt sich also um literaturgeschichtliche Studien und nicht um eine durch ethno- und demografische, sozialstatistische und soziologische Feldforschung gestützte Sozial- und Kulturgeschichte europäischer zigeunerischer Gesellschaften, nun gut. Insofern fehlen allerdings Wirklichkeitsbezüge weitgehend und wo sie angedeutet werden, bleiben sie ungenau. Das betrifft auch die von Bogdal gewählte Bezeichnung »Romvölker« für alle zigeunerischen Gesellschaften in Europa. Der Autor müsste wissen, dass »Zigeuner« längst keine allgemeine Fremd- noch Selbstbezeichnung und kaum noch ein »Schimpfwort« ist, dass sich Zigeuner in West-, Süd-, Mittel-, Ostmittel- und Südosteuropa anders

»nennen«, dass besonders ihre Gesellschaften (Großfamilien-, Sippen-, Stammesverbände) in öst- und südöstlichen europäischen Regionen die Bezeichnung »Roma« selbst nicht nur nicht verwenden, sondern entschieden ablehnen. Es ist also unrichtig, sie einfach als »Romvölker« zu etikettieren und so zu subsumieren. Die Empfehlungen eines Zigeunerkongresses im Jahre 1979 in der Schweiz, zigeunerische Gesellschaften in Europa künftig »Sinti« und »Roma« zu nennen, wurden seither nur teilweise akzeptiert und verwendet wie in Deutschland, weithin ignoriert oder strikt abgelehnt.

Literarische Zeugnisse sind nicht nur belletristische Texte aller Gattungen und Genres, sondern eben auch wissenschaftliche. Bogdal erwähnt zwar einige bekannte Beiträge zur Zigeunerforschung aus dem 18. und 19. Jahrhundert (Grellmann, Rüdiger, Pott, Wlislöcki), andere wie vor allem Miklosich, aber auch Boué und Kanitz fehlen jedoch völlig. Das ist nun nicht mehr nur eine Frage der individuellen Auswahl, sondern ein erheblicher Mangel.

Wenn man dies angesichts der fragwürdigen Bemerkungen im Prolog überhaupt annehmen kann, enthalten Bogdals Beiträge zur Zigeunerforschung mehr oder weniger bereits literarisch Bekanntes, seine Bezüge zur zeit-, sozial- und kulturgeschichtlichen Wirklichkeit zigeunerischer Gesellschaften sind dürftig und wo sie erscheinen, flüchtig.

Im Übrigen: »Europa erfindet« überhaupt nichts, auch nicht »die Zigeuner«. Als sie am Beginn des 15. Jahrhunderts in Europa durch Personen in weltlichen und geistlichen Institutionen wahrgenommen und beschrieben wurden, waren sie hier bereits seit drei bis vier Jahrhunderten unterwegs. »Wahrnehmungen« sind nicht »Erfindungen«, das sollte ein Germanistikprofessor unterscheiden können.

Demokratie in Gefahr!

Im Januar 2013 gingen hunderte Menschen in Budapest auf die Straße, weil sie gegen Zsolt Bayer, einen Freund von Ministerpräsident Orbán protestieren wollten. Denn er hatte Roma als »Tiere« bezeichnet, mit denen man nicht zusammenleben könne. Doch das war nicht die erste verbale Entgleisung von Bayer. Bereits 2012 schrieb er, dass in Ungarn lebende Roma andere Menschen ausrauben, schlagen, demütigen und ermorden würden.

Nun wurde anlässlich des Nationalfeiertags am 15. März 2013 der Tancsics-Preis, die höchste staatliche Eh-

rung für Journalisten, an den Fernsehmoderator Ferenc Szaniszo verliehen, der Roma als »Menschenaffen« bezeichnet und durch antisemitische Äußerungen aufgefallen ist.

Seit den Wahlen 2010, als die konservative Regierungsmehrheit in Ungarn zwei Drittel der Parlamentssitze erhielt, wirbelt ein Sturm neuer Gesetze über das Land. Anfang März dieses Jahres ist eine weitere (die vierte) Verfassungsänderung beschlossen worden, womit die Befugnisse des Verfassungsgerichts eingeschränkt werden, und die Regierung die Möglichkeit stärkerer Eingriffe in die Justiz und das Hochschulwesen erhält, auch in der Bildungspolitik, der Familienpolitik und dem Wahlrecht. Gegenüber Obdachlosen will die Regierung härter

vorgehen. Aus der Verfassung getilgt wurde der Artikel, der »gleichen Lohn für gleiche Arbeit« garantiert. Jedoch ist durch mehrere Maßnahmen sichergestellt worden, dass bestimmte Gesetze nicht geändert werden können – wie das Gesetz, dass eine Flatrate von 16 Prozent bei der Kapitalertragssteuer festschreibt. Und durch das neue Wahlrecht wird abgesichert, dass der Regierungspartei mit lediglich 25 Prozent Stimmenanteil zwei Drittel der Parlamentssitze zufallen.

Arbeitslose gelten in Ungarn zunehmend als minderwertig, Menschen, die staatliche Transferzahlungen erhalten, als faul und arbeitsscheu. Dazu werden Sozialhilfeempfänger gezählt, genauso wie Migranten, ledige Mütter, Behinderte, Beam-

te, Studenten, Künstler und Intellektuelle. Die Stimmung im Land richtet sich zunehmend gegen Schwache, Andersdenkende und Menschen, die die aktuellen Entwicklungen kritisch hinterfragen.

Die EU-Kommission ist hier gefragt. Wenn die Prinzipien der Rechtsstaatlichkeit und Demokratie, die zu den Grundwerten der Europäischen Union zählen, verletzt werden, kann nach Artikel 7 des EU-Vertrages für den betreffenden Mitgliedstaat das Stimmrecht ausgesetzt werden. Außerdem müssen sich die Abgeordneten der konservativen Fraktion EVP im Europäischen Parlament fragen lassen, warum sie weiterhin die Abgeordneten der Fidesz-Partei in ihren Reihen akzeptieren. • C. Ernst / M. Kropp

Eine proletarische, bitterarme Kindheit in Dreck und Speck, dazu mit brauner Nazi-Soße übergossen, HJ-Pimpf mit Fähnleinführer vor der Nase, den er in den Hintern trat vor Wut über Demütigungen – das war Archies »Kinder-Ferienlager«, Kinder, die als Lumpenpack bezeichnet wurden, nur weil sie in Behelfsbarracken wohnten. Die kleinen »Strolche« sahen im Sommer aus, als wären sie durch die Wolhynisch-Podolischen Sümpfe gewatet.

Bis zum 11. Lebensjahr passierte wenig Erfreuliches in seinem Leben, dann wurde es noch schlimmer. Die geliebte Großmutter starb 1939, bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, der grämliche Arbeiter-Vater wurde bis Kriegsende nach seiner Einberufung wegen Wehrkraftzersetzung nicht mehr gesehen, vorher war er arbeitslos. Die Zeit nach dem Januar 1945 war ausgefüllt mit der Flucht vor der Front, vor Bombenangriffen und anschließendem Umherirren durch das zerstörte Deutschland zwischen Bautzen, Bayern, Berlin und Bremen. Sie blieben wegen eines zerschossenen Viadukts in der Lausitz hängen. Es war das Schicksal von Hunderttausenden. Der Krieg war zwar zu Ende, aber die Flüchtlinge aus Schlesien und Ostpreußen wurden behandelt, als hätten sie höchstpersönlich den Krieg mit bloßen Händen vom Zaun gebrochen und wurden von Dorf zu Dorf gejagt wie »Zigeuner«. Das war die Rache der Nazi-Volksgenossen für ihr eigenes Versagen.

Am Anfang fand er in der Lausitz alles öde, auch den Dialekt, lächerlich geradezu. Sie lachten allerdings über seine Vorträge auf dem Gymnasium in Bischofswerda ebenfalls, über das Tscheppin-Schlesisch, so war das. Aber sie büffelten gemeinsam und versuchten, aus der Geschichte zu lernen, aus der Geschichte seit Ende des Ersten Weltkriegs bis zum Ende des Zweiten. Zusammen mit Neulehrern und alten Gymnasialpaukern kamen sie dahinter, dass die Kausalkette für Krieg und Untergang innerhalb des kapitalistischen Systems zu suchen war, zwischen Wirtschaftskrise, Großindustrie, Nazi-Ideologie und mißbrauchter Demokratie, zwischen Hindenburg und Hitler. Einige kannten sogar die Politiker der Weimarer Republik auswen-

Archie und die vierzig Jahre

Von Manfred Hocke

dig. Ein alter Geschichtslehrer, früher SPD, der das KZ überstand, sagte damals: »Wenn ihr das Kapital nicht an die Kette legt, frißt es euch wieder mit Haut und Haar.« Man lachte über ihn, wer lacht heute darüber? Das Kapital manipuliert die Menschen auch aus der Ferne, »Brüder und Schwestern« besonders gerne.

Es gab auf der Schule auch Lehrer, die interessanten Theorien anhängen, z.B. der von Silvio Gesell, 1919 Finanzminister der Bayrischen Räterepublik, mit seinem tollen »Schwundgeld«, Geld, das seinen Wert verliert, wenn es nicht im Umlauf ist. Das war alles weit vor dem Zeitalter der Globalisierung. Archie fühlte sich das erste Mal an der richtigen Stelle auf diesem Gymnasium, wo man über alles diskutieren konnte. Ihn hätten an der Uni in Berlin viele Fächer interessiert, aber er landete bei den Sprachen, ein wenig fehlgesteuert. Damals stritten sie auch viel und oft über den Zusammenhang zwischen Ökonomie und Gesellschaft, Leichtindustrie oder Schwerindustrie – das war die Frage. Was ist besser für die Bedürfnisse des Volkes oder des Systems? Auf der Uni fing ein hartes

Studium an, großes Pensum, hohes Tempo, alles innerhalb von vier Jahren, mit Zensuren, ein wenig wie die Fortsetzung der Oberschule. Danach kam die Berufswahl, die ebenfalls gelenkt wurde, was Vor- und Nachteile hatte, eigentlich aber mehr Vorteile. Gewiß kam es auch zu Irrungen und Wirrungen bei der Partner- und Berufswahl. Das Studium jedoch klingt heute märchenhaft: preiswerte Studentenheime, z.T. mit Verpflegung, billige Studentenbuden, fast alle bekamen Stipendium, keine Studiengebühren etc

Archie konnte sich beruflich ausprobieren, beim Verlag und Theater in Berlin, bei der DEFA in Babelsberg, auch als Übersetzer, mit Erfolg, manchmal auch ohne. Die Zeit verging wie im Fluge, dazu kamen Familiengründung und Wohnungssuche (AWG). Ging etwas schief, war es mehr seine Schuld als die der Gesellschaft, die immer wieder Möglichkeiten bot. Die sozialistischen Länder hatte er schon größtenteils bereist und im Großen und Ganzen fühlte er sich im Sozialismus wohl. Er gehörte auch nicht zu den Menschen, die den Verlockungen des »Goldenen Westens« auf den Leim gingen, dazu fand er vieles aus eigener Anschauung zu langweilig. Und nur »Shoppen«, Reisen und Häusle-Bauen war für ihn kein Thema. Da kam für ihn wie aus heiterem Himmel, obwohl der Himmel nicht so heiter war, der sang- und klanglose Untergang der DDR, als Archie 56 Jahre alt war.

Während der sogenannten Wende musste er an den Ausspruch des Bayrischen Komikers Karl Valentin denken: »Hoffentlich wird es nicht so schlimm, wie es jetzt schon ist.« Aber Archie wusste im Innersten, dass sie keinen Stein auf dem anderen lassen würden, dass sie mit Stumpf und Stiel alles ausrotten würden, was irgendwie an die DDR erinnern könnte. Nach über 20 Jahren weiß er, dass er Recht hatte und dass die 40 Jahre DDR für ihn und hunderttausende ehemaliger anderer DDR-Bürger die produktivste und interessanteste Zeit des Lebens war, für ihn war es die Zeit zwischen 16 und 56. Und das trotz aller Einschränkungen, die noch zu machen wären und die Archie nicht vergessen hat.



Die neue deutsche Gretchenfrage lautet: Glaubst du, dass es eine DDR je gegeben hat? Der Streit um die einzig richtige Antwort droht, das deutsche Volk in wenigstens zwei Lager zu spalten. Auf der einen Seite stehen die, die dabei waren, sich aber nicht mehr so genau erinnern können, auf der anderen Seite die, die zwar nicht dabei waren, aber alles umso genauer wissen.

Peter Ensikat

Foto: Buchmesse Leipzig, 2010

Der in Finsterwalde Geborene lernte die Schauspielerei in Leipzig. Hier entstanden auch Texte für das Studentenkabarett »Rat der Spötter«. Später stand sein Name in den Programmheften vieler führender DDR-Kabarets. Außerdem arbeitete er fürs Kindertheater. 1989 gehörte Ensikat zu den Organisatoren der Demonstration am 4. November auf dem Alexanderplatz. Er schrieb Nachwendebücher.

In der Nacht zum 18. März schlief Peter Ensikat (71) in der Charité nach schwerer Krankheit ein. (LN)

... ich richte mir den Tag schön ein ...

Seit diese Zeile vor Jahrzehnten zum ersten Mal in Rillen gepresst wurde, hat mich dieses Alleinsein, wo man endlich mal »bei sich selbst zu Gast sein kann«, auf wunderbar intime Art berührt, weil Lakomys Geständnis die Schönheit der Zweisamkeit einschloss.

Ein Evergreen! Rauhe Stimme, langes Wallehaar das ist für einen Musiker nichts Besonderes. Aber bei Lakomy war vieles anders: der Gesang, die Gesten, die Texte, welche meist seine Frau schrieb, die Lieder die er

für sich und andere komponierte. Unübertroffen das »(Fr)Ess-Duett« mit Angelika Mann: »Mir doch egal, wenn's schmeckt, schlagen wir zu!«

In der legendären DDR-Musikzeitschrift:

»Melodie und Rhythmus« bekam er in der Ausgabe 1/75 das große doppelte Starfoto. Wenn man das nochmal hervorkramt, sitzt da ein Typ mit Brille und blonden langen Haaren am Tisch, und scheint zu fragen: »Wollt ihr mich wirklich fotografieren?« Das Bild wirkt bis heute, da es nicht mit Dauergrinsen, wie damals (und heute?) üblich, aufgenommen wurde. »Lucky und seine Geschichten«

nannten er und Fred Gertz die zweite AMIGA-LP, die 1975 erschien. Liedzitat: »Bis 1990, so sagt die Partei sind wir alle Wohnraumsorgen frei ... da wird für Musiker ein Block reserviert. Da können wir spielen so lange wir wolln, und keiner verlangt, dass wir leise sein solln.«

Als Neunjähriger klettert er auf einen hohen Baum, um mehr zu sehen von der Welt. Schaute er in den Spiegel griente er: »Ich seh' mir ähnlich.« Nun wird er nie wieder den selbstgekokchten »extra-starken Kaffee« genießen können. Er verweigerte sich den Schläuchen und starb mit 67.

• MIZO



Foto: Benjamin Weinkauff

Dringender Hilferuf

Zum Beitrag »150 Millionen Euro fehlen: Invest-Stau an Sachsens Kliniken« in der »Leipziger Volkszeitung« vom 5. April erklärt der sozialpolitische Sprecher der Landtagsfraktion DIE LINKE Dr. Dietmar Pellmann:

Der berechtigte Hilferuf der sächsischen Krankenhäuser, vorgetragen vom langjährigen Vorstandsvorsitzenden der sächsischen Krankenhausgesellschaft, Dieter Blaszkiewitz, kommt nicht überraschend.

Schon während der Debatte zum laufenden Doppelhaushalt hatte meine Fraktion nicht nur auf den wachsenden Investitionsstau in den sächsischen Krankenhäusern aufmerksam gemacht, sondern auch eine beträchtliche Aufstockung der Landeszuweisungen beantragt, zumal der Freistaat laut Gesetz für Krankenhausinvestitionen aufkommen muss. Dieser Antrag wurde von der schwarz-gelben Regierungskoalition mit der scheinheiligen Begründung abgelehnt, dass dafür im

Haushalt kein Geld vorhanden sei, obwohl wir eine realistische Deckungsquelle angegeben hatten.

Was Gesundheitsministerin Christine Clauß an Lösungsvorschlägen für die entstandene Misere anzubieten hat, ist äußerst dürftig, ja sogar scheinheilig. So sieht sie Einsparpotenziale, wenn Krankenhäuser besser miteinander kooperieren würden. Ihre Partei, die CDU, hat doch seit 1990 nichts unversucht gelassen, um unter dem Stichwort des freien Markt-Wettbewerbs den Konkurrenzkampf zwischen den Kliniken anzuheizen. So manches Krankenhaus ist dem inzwischen erlegen oder wurde privatisiert.

Statt zu beschwichtigen, muss die Gesundheitsministerin im Kabinett endlich den Kampf um wesentlich mehr Mittel für Krankenhausinvestitionen aufnehmen. Und da darf nicht bis zum nächsten Doppelhaushalt gewartet werden, weil der Investitionsstau in den Kliniken von Tag zu Tag wächst..

Heiko Rosenthal vor Ort

Zukunft der Spielplätze und Grünanlagen im Leipziger Norden

Dienstag, 14. Mai, 18.00 Uhr
Bürgerbüro Cornelia Falken, Leipzig, Coppistr. 63

Am Vorabend des Tages der Befreiung

Seit 2009 wird jeweils am Vorabend des 8. Mai auf dem Sowjetischen Ehrenhain des Leipziger Ostfriedhofes in einer gemeinsamen Veranstaltung der Opfer des Krieges gedacht – in Form eines stillen Ehrengedenkens, gemeinsam mit dem Rabbiner der Israelitischen Religionsgemeinde sowie dem Erzpriester der Russischen Gedächtniskirche.

Wann? Dienstag, den 7. Mai, 17.30 Uhr

Initiiert vom Deutsch-Russischen Zentrum Sachsen e.V. und dem »Jüdischen Forum« finden sich Vertreter der Konsulate bzw. Botschaften Russlands, Weißrusslands und der Ukraine, VVN, BdA, Landsmannschaft der Deutschen aus Russland u.a. Organisationen und Vereine, um mit Veteranen der Roten Armee, Mitgliedern des antifaschistischen Widerstandes und Bürgern der Stadt, die Stimme gegen Faschismus und Krieg zu erheben.

Karl Marx zum 195. Geburtstag

Vorfristig soll man ja nicht gratulieren, aber bei so einem weltberühmten Jubilar ist doch manches möglich. Am »Marx-Relief«, bekanntlich seit Jahren auf dem Gelände der Sportwissenschaftlichen Fakultät, unweit der Jahn-Allee zu erreichen, treffen sich u.a. die Genossen des Stadtverbandes Mitte der Partei DIE LINKE und alle, denen Marx'sche Ideen und Gedanken nicht fremd sind.

Wann? Sonnabend, den 4. Mai, 10.30 Uhr

Was heißt es 2013 »wieder bei Marx zu sein«?

Antworten werden auch in dieser Monatszeitung versucht. Lesen Sie dazu den Beitrag von Gottfried Kirchner auf Seite 18.

7. März

Leipzig: Langzeitmessungen des Leipziger Leibniz-Instituts für Troposphärenforschung bestätigen, dass durch die Einführung der Umweltzone in Leipzig-Mitte, bedingt durch den geringeren Anteil von Diesel-Fahrzeugen, der Anteil von Ruß um 30 % zurückgegangen ist.

9. März

Delitzsch: In Delitzsch rollt ein Linienbus führerlos durch den Ort, nachdem der Fahrer an einer Haltestelle nachsehen wollte, warum eine Tür nicht richtig funktionierte und dabei vergessen hatte, die Handbremse anzuziehen. Der Bus kommt schließlich auf dem Parkplatz eines Einkaufsmarktes zum Stehen. Menschen werden nicht verletzt.

11. März

Bautzen: Am Schüler-Welttheatertag beteiligen sich mehr als 1 000 Kinder und Jugendliche aus der ganzen Oberlausitz. Auf 15 Bühnen in Bautzen stellten sie in über 40 Vorstellungen ihre Projekte vor. Der Schüler-Welttheatertag findet in diesem Jahr zum 14. Mal statt.

Löbau: Nachdem Ende dieses Jahres der Konzessionsvertrag mit dem Energieversorger ENSO endet, übernehmen die Stadtwerke Löbau ab 2014 das städtische Gasnetz.

12. März

Rodewisch: Ein neues MRT-Gerät

im Klinikum Obergöltzsch in Rodewisch sorgt für Ärger. Gegen die dort eingeschränkte Nutzung, das Gerät soll nicht für ambulante Kassenpatienten zugänglich sein, regt sich massiver Widerstand.

20. März

Grimma: In Grimma verdunkeln zahlreiche Händler in der Innenstadt ihre Schaufenster. Sie wollen damit auf ein mögliches Geschäftssterben in der Innenstadt aufmerksam machen, das sie befürchten, wenn ein neuer REWE-Supermarkt am Eingang zur City gebaut wird. .

21. März

Wermsdorf: Auf Schloss Hubertusburg wird ein Friedensfenster enthüllt, das an den Hubertusburger Frieden vor 250 Jahren erinnern soll. Auf dem Fenster sind Auszüge aus der Friedensurkunde in Originalschriftzügen aufgebracht.

22. März

Bautzen: Im Landkreis Bautzen mussten in diesem Winter bereits 11 900 Tonnen Streusalz eingesetzt

werden. Die Kosten dafür betragen allein 5,5 Millionen Euro, dazu kommen die Kosten für die Einsatzkräfte und die Betriebskosten sowie für die Reparatur der Straßenschäden. In den Lagern befindet sich zur Zeit noch ein Salzvorrat, der für etwa eine Woche reicht.

Leipzig: Im Rahmen einer bundesweiten Aktionswoche gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit findet am Abend auf dem Nikolaikirchhof ein »Open Air«-Konzert unter dem Motto »Wir stehen auf!« statt. Dort treten unter anderem Sebastian Krumbiegel (Die Prinzen), sowie der Tenor Min Cheng and The Russian Doctors auf.

25. März

Dresden: Erstmals werden die Salzburger Osterfestspiele durch die Sächsische Staatskapelle Dresden eröffnet. Das Dresdner Orchester löst die Berliner Philharmoniker als Residenzorchester des Festivals ab.

28. März

Chemnitz: Aus den für ein NASA-

Experiment ins Weltall geschickten Urkrebs-Eiern vom Naturkundemuseum Chemnitz sind Jungtiere geschlüpft. In einem ersten Zuchtansatz haben die Larven eine Woche gelebt. Nachdem erneut Krebslarven geschlüpft sind, hofft das Museum, dass diese das Jugendstadium überstehen. Die Eier waren 13 Monate an der Außenhülle der Raumstation ISS befestigt. Bei dem Experiment sollte untersucht werden, ob die widerstandsfähige Urkrebs-Eihülle kosmische Strahlung abhält. Dies könnte Grundlage für die Entwicklung von neuen Raumanzügen sein und Hinweise auf die Herkunft von Leben auf der Erde geben.

2. April

Tharandt: In Tharandt sprengen unbekannte Täter mittels einer Rohrbombe einen Fahrkartenautomaten. Die Geldkassette bleibt unversehrt; der Sachschaden beträgt schätzungsweise 5000 Euro.

4. April

Sachsen: Deutschland und Tschechien hschließen ein Abkommen über einen grenzüberschreitenden Rettungsdienst. Damit wird der Einsatz von Fahrzeugen mit Blaulicht und Martinshorn unabhängig von nationalen Grenzen möglich. Künftig kann derjenige Dienst helfen, dem Unfallort am nächsten ist. Details zur Verrechnung sind noch zu klären.

 **SACHSENCHRONIK**
von Helmut Ulrich

Die **MarxExpedition** geht weiter

Die im letzten Jahr begonnene Vorlesungsreihe an der Universität Leipzig wird 2013 fortgesetzt. Das Hauptziel ist, wie der Titel vermuten lässt, untersuchend und befragend, und zwar im doppelten Sinne:

Einerseits sollte der Abwesenheit Marx'scher Konzepte in vielen sozialwissenschaftlichen Seminaren und Vorlesungen entgegenwirkt werden, indem gezeigt wird, dass mit Marx zwar nicht alle, aber ohne Marx viele Phänomene unserer gegenwärtigen Gesellschaft nur sehr eingeschränkt verstanden werden können. Umgekehrt sollten auch neue Impulse in Richtung einer enger vernetzten und wissenschaftlich fundierten Auseinandersetzung mit Marx Resultaten der Reihe sein.

**Vorlesungen: Hörsaalgebäude der Universität Leipzig
jeweils 19.00 Uhr.
Informationen und eventuelle Änderungen
finden Sie auf der Internetseite der Stiftung**

23.04.13	Hans-Jürgen Lachmann	Geschichte des Marxismus
13.05.13	Frigga Haug	Patriarchat/Gender
17.05.13	John Kannankulam	Europäisierung
30.05.13	Kolja Lindner	Eurozentrismus
17.06.13	Nadja Rakowitz	Pol. Ök. des Gesundheitswesens
27.06.13	Simon Birnbaum	Materialistische Rechtstheorie
08.07.13	Christoph Görk	Ökologie
25.07.13	Christian Schmidt	Mensch-Natur-Verhältnis



ZUM 100. GEBURTSTAG VON STEFAN HEYM »ABER LASSEN SIE UNS DOCH DEN TRAUM« STEFAN HEYM UND 'SCHWARZENBERG'

Am: 20. April 2013, 15.00 Uhr
Mit: FRANZ SODANN, Schauspieler
MATTHIAS ZWARG, Journalist und Publizist
In: Atelier des Bildhauers Jörg Beier (ehem. Turnhalle im Park
„Ottenstein“, gegenüber Kauflandparkplatz), **08340 Schwarzenberg**



Bild: Stefan Heym, Bundesarchiv Bild 183-1989-1104-039, Link, Hubert (CC-BY-SA 3.0 DE)

Am 10. April 1913 wurde Stefan Heym in Chemnitz geboren. In dem Roman »Schwarzenberg« verarbeitet Heym die »Republik Schwarzenberg« und zeichnet die Utopie eines aktiven politischen gemeinsamen Wirkens von Menschen.

Nach einer Eröffnung durch die Schwarzenberger Oberbürgermeisterin Heidrun Hiemer, führt Matthias Zwarg, Journalist und Publizist, ins Thema ein.

Der Leipziger Schauspieler Franz Sodann gibt mit einer szenischen Lesung aus Heyms Roman Einblicke in dessen Utopie.

Der Film »Der Krieg war aus und keiner kam« und eine Ausstellung der Künstlergruppe Zone setzen sich ebenfalls in verschiedenen Formen mit der »Republik Schwarzenberg« auseinander.

»Emanzipatorisch, sozialistisch, kritisch, links?« Zum Verhältnis von (politischer) Bildung und Befreiung Buchvorstellung und Diskussion

Wo?
In Dresden,
Dürerstraße 25

Mit: Janek Niggemann, Mitautor und Herausgeber des Buches
Moderation: Prof. Dr. Uwe Hirschfeld, EHS Dresden
Eine Veranstaltung der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen gemeinsam mit der Evangelischen Hochschule

Der Gesprächskreis Politische Bildung der Rosa-Luxemburg-Stiftung diskutiert Grundlagen einer gesellschaftskritisch ausgerichteten politischen Bildung. Die Debatten hat er in

dem Buchl »Emanzipatorisch, sozialistisch, kritisch, links?« zusammengefasst. Der Band gibt Einblicke in die Überlegungen von Gramsci, Brecht, Freire, Heydom, Negt, Holzkamp, der Schulungspraxis der Kommunistischen Partei Deutschlands und dem Ansatz der Social Justice Education. In ihnen werden Möglichkeiten kritischer Bildungspraxis erörtert. Die teils unbekannt, vergessenen oder verloren gegangenen Zugänge ermöglichen es, sich lernend mit den Erfahrungen und Traditionen linker Bildung

auseinanderzusetzen und auf ihre aktuelle Brauchbarkeit zu befragen. Zugleich dienen die theoretischen Ansätze der Selbstreflexion von politischer Bildung und ihren Grundlagen. Kritische Bildung ist dort unverzichtbar, wo sie sich den Herausforderungen gesellschaftlicher Veränderungen stellt, sie verstehen möchte und emanzipatorisch organisieren will.

Die Texte zum Verhältnis von Bildung und Befreiung, sowie die Arbeit des Gesprächskreises werden vom Herausgeber vorgestellt.

Janek Niggemann ist Mitautor und Herausgeber des Buches, das im Juni 2012 als Nummer 97 der Reihe »Manuskripte« der Rosa-Luxemburg-Stiftung beim Karl-Dietz-Verlag (Berlin) erschienen ist.

Professor Dr. Uwe Hirschfeld lehrt an der Evangelischen Hochschule in Dresden im Bereich Soziale Arbeit mit den Schwerpunkten politische Theorie, politische und kulturelle Bildung.

Das Thema Proberäume lässt die Leipziger nicht los. Die LeISA GmbH Leipzig veröffentlichte im März eine Studie zu den Proberäumen in Leipzig. Zuvor war das Thema ein kleines Politikum. Die Frage bleibt: Wann strukturiert die Musikszene sich?

Sie sind laut, sehen vielleicht anders als die anderen aus und haben vielleicht nicht das an sich, was einem geschniegelten Popstar aus dem Fernsehen entspricht. Diese Musiker sehen nicht immer so aus, dass ihnen die Weiblichkeit zu Füßen liegt. Manche haben lange Haare, tragen schwere Gitarren und widmen sich den harten Rockklängen – von Punk bis Metal. Viele von ihnen studieren, gehen arbeiten oder sogar noch zur Schule. Fällt ihnen vielleicht leicht. Aber Proberäume finden ist in Leipzig eine mühselige Sache.

Eine lange Vorgeschichte

Dirk Tschentscher-Trinks genannt Beck (siehe Abb.), Veranstaltungsleiter des Villakellers in der LeISA GmbH und Initiator des Leipziger Bandalmanachs nahm sich der Sache der Leipziger Musiker an und legt Anfang 2013 eine Studie zum Bestand der Leipziger Proberäume auf den Tisch. Auf 42 Seiten breitet er die Ergebnisse von 172 Fragebögen aus. 87 Bands nahmen an der Umfrage teil. Sie fand vom August bis Dezember 2012 statt. Der Ursprung reicht viel weiter zurück.

»Der Ausgangspunkt der Studie liegt in der VILLA im Jahr 2008«, sagt der Projektleiter. »Das war das Jahr als ich hier in der VILLA angefangen habe. Eine meiner ersten Fragen, die ich zu bewältigen hatte, war eine Richtungsentscheidung. Wo wollen wir mit den Angeboten unseres Villakellers hin? Bands waren schon damit ein wichtiger Teil der Arbeit des Villakellers. Was wir jedoch nicht richtig beantworten konnten, war die Frage, wie sind Bands in Leipzig eigentlich aufgestellt? Was brauchen Bands in Leipzig für ihre Entwicklung? Von welcher Größenordnung reden wir in Leipzig eigentlich?«

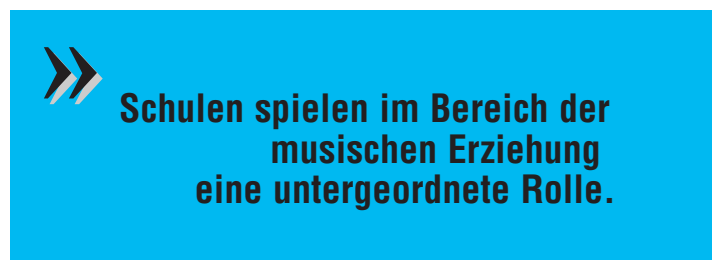
Laut Tschentscher-Trinks existierten bereits Zahlen aus dem Jahr 2006, aber die waren nach seinen Aussagen zu dürftig. Also musste die neue Studie her. »Wir haben die Bandstudie ja nun seit 2009 jährlich durchgeführt und die Ergebnisse jeweils am Ende eines Jahres mit dem entsprechenden Fachpublikum diskutiert«, führt er weiter aus. »Eine erste Resonanz war die Feststellung, dass wir in Leipzig viel mehr Vernetzung der Akteure der Bandförderung brauchen. Aus diesem Grund haben wir dann auch die

»Arbeitskreis Bandförderung« ins Leben gerufen, der eben ein Podium für genau diese Diskussionen sein soll.«

Leipzigs Musikerszene – Eine Männerdomäne

Aus der Studie geht hervor, dass für die Teilnehmer und Teilnehmerinnen Musik vor allem ihr Lebensinhalt ist. Das hat etwas mit Selbstausdruck und Entfaltung zu tun, wenn die eigenen Gefühle in Musik umgewandelt werden.

Alle gehören größtenteils der Rockmusik an, gefolgt von Heavy Metal, Pop und Elektro. Bei den Musikern steht der Spaß im Vordergrund und die Gemeinschaft.



Musik ist also ein geselliges Vergnügen – sei es im Proberaum oder beim Konzert. Die meisten von ihnen träumen von der großen Musikerkarriere. Irgendwann will jeder einmal auf einem größeren Konzert sein, oder auf einem Festival spielen. Mit regionalem Erfolg oder mit dem großen Sprung in den Mainstream geben sich nur wenige zufrieden. Ein Ergebnis, das auf die musikalische Herkunft der Befragten schließen lässt – Metal- und

Rockbands ziehen es vor, ihre Meriten bei Auftritten zu verdienen.

»Das ist nur die halbe Wahrheit, wenn man sich einzelne Bands mal herauspicks und eben mal genauer schaut, wo diese ihre Auftritte haben, ergibt sich ein anderes Bild«, sagt der Macher der aktuellen Untersuchung

Er sieht noch eine andere Entwicklung. Laut Studie fehlen Auftrittsmöglichkeiten im Stadtgebiet. »Viele Bands kleben geradezu an dieser Stadt, wenn es um Auftritte geht.«

Tschentscher betont aber andere Ergebnisse, die wesentlich mehr über die Szenestruktur aussagen, weniger über die Proberaum-Problematik. Zwei der herausragendsten Ergebnisse der Bandstudie waren bisher der verschwindend geringe Frauenanteil von unter zehn Prozent und die

Notwendig, unbeliebt, rar...

Die Leipziger Proberaumstudie bündelt ein Problem

Von Daniel Thalheim

Hochschule für Musik und Theater über 70 Schüler und Schülerinnen im Bereich Bandmusik betreut. Was wir hier auch feststellen konnten, ist, dass unter diesen 70 der Anteil an Mädchen deutlich höher ist, als in unserer Bandstudie. Das Interesse ist also da. Es fehlen nur Formen der passenden Ansprache.«

Eine aussagekräftige Karte

Proberäume stehen im Fokus von Dirk Tschentscher. Auf einer Karte der Stadt Leipzig schlüsselt er auf, wie viele Proberäume leipzigweit genutzt werden und wie viele davon gekündigt wurden. Proberäume sind häufig im Leipziger Westen zu finden. Interessant an der Studie ist, dass die meisten Kündigungen im Kerngebiet von Leipzig erfolgten. Auch Bands, die in Randzonen wie Dölitz, Engelsdorf, Miltitz und Knautkleeberg probten, sind von Kündigungen betroffen. Probleme mit Anwohnern und Nachbarn werden punktuell aufgelistet.

»Leider ist unser Antrag für die Schaffung von Proberäumen in städtischen Liegenschaften und die Unterstützung von privaten Initiativen in diesem Bereich abgelehnt worden – mit dem Verweis, dass es doch genug Unterstützung gäbe«, sagt Juliane Nagel, Leipziger Stadträtin der Linksfraktion. Seit der Ablehnung des Antrages sind wiederum Proberäume weggefallen. »Auch unser Engagement für die Errichtung eines Atelier- und Proberaumhauses in der Friederikenstraße in Dölitz ist gescheitert. Diese städtische Liegenschaft wurde – obwohl sich Kulturrat und unsere

Erkenntnis, dass Schule im Bereich der musikalischen Bildung nur eine untergeordnete Rolle spielt. Nur ein Prozent der Musiker und Musikerinnen gab an, sein Instrument im Kontext Schule gelernt zu haben.

»Ich finde das hat noch sehr viel Potential und als Resonanz darauf sind wir seit 2011 verstärkt in den Kontext Schule gegangen, um Bands zu gründen und zu betreuen«, so Tschentscher-Trinks. »Bisher haben wir hier in Kooperation mit der



Foto: Thalheim

Fraktion bemüht hat die Priorität auf eine kulturelle Nutzung zu legen – an einen privaten Investor verkauft.«

Dass viele Bands keinen Proberaum haben, scheint die Studie des »Villa«-Musikkoordinators zu widerlegen. Die Befragten haben entweder einen eigenen, teilen ihn auch mit der einen oder anderen Band. Die Mieten bewegen sich von 50 bis 250 Euro, je nach Größe von 15 bis 40 Quadratmetern. Die wenigsten Musiker, die an der Studie teilnahmen, sind wirklich zufrieden mit ihrem Proberaum. Oft gibt es technische und sanitäre Probleme. Die Lage ist meist ungünstig. Ein Manko ist die Verkehrsanbindung. Ein großes Problem aber ist der Mangel an Schallisierungen.

Die Studie zitiert anonyme Aussagen wie: »Günstig gelegene und bezahlbare Proberäume sind in Leipzig kaum zu finden.« Weil eine Band in Leipzig keinen Raum fand, probt sie jetzt in Schmölln.

Ergebnis der Studie ist, dass in Leipzig zu wenige Proberäume existieren. Die Betroffenen erwarten, dass mehr Möglichkeiten geschaffen werden, in Ruhe zu proben - ohne mit Anwohnern und anderen Künstlern ins Gehege zu kommen. Hintergrund des Proberaummangels ist, dass seit 2010 wegen Mieterhöhungen viele Musiker wegen zu hohen Mieten aus dem so genannten »Hupfeld Center« in Böhlitz-Ehrenberg zogen. Vereine und Initiativen nahmen sich ihrer Probleme an. Auch die Leipziger Linke im Stadtrat setzte die Proberaumsituation auf den Plan. Auf großes Interesse stieß das Problem bei den anderen Fraktionen nicht.

Der Leipziger Verein »Bandcommunity e.V.« gründete 2010 das

Bandhaus in der Saarländer Straße, das im nu voll besetzt war. Auf dem Alten Messegelände existieren eini-

gen bereits: »Ideen und Projekte gibt es auch hier viele. Nehmen wir zum Beispiel den »Flying Music Circus«



Bei geschätzten 350 bis 500 Bands, allein im Bereich Rock- und Pop in Leipzig, ist es gar nicht so einfach, als Band Fuß zu fassen.

ge Proberäume, im Kohlrabizirkus ebenfalls, sowie in einigen soziokulturellen Zentren. Ein Proberaumzentrum hat sich in Paunsdorf gebildet. Räume gibt es auch auf dem Alten Messegelände. Ein kleines Zentrum in Reudnitz wurde Musikern gekündigt. Auf dem agra-Gelände fehlt es auch an Geeigneten. Inzwischen scheint sich die Situation zu entspannen. Die Betreiber des Hupfeld Centers gingen mit den Preisen herunter und vermieten derzeit zwanzig von insgesamt fünfzig Proberäumen.

Der Ausblick

Die Frage steht im Raum, wann die Leipziger Musikerszene sich strukturiert? Wann setzen sich die Akteure zusammen, um ein echtes Musikzentrum aufzubauen, wo Studios, Veranstalter und Musiker vor Ort ein echtes Netzwerk bilden und sich gegenseitig unter die Arme greifen?

Erste Ansätze sieht Tschentscher-Trinks anhand eigener Beobachtun-

des Kreativen Leipzig e.V. Hier geht es um eine landesweite Vernetzung von Bands, die die entsprechenden Potentiale haben. ... Das finde ich super, davon brauchen wir mehr. Aber dafür muss die Basis stimmen.« Er mahnt auch an, wo die Gefahren für die Zukunft der Leipziger Szenemusik liegen. Noch werden Zwischenlösungen angeboten, bis die Gebäude, worin die Räume sich befinden, saniert werden. Meist fliegen die Musiker aus den Häusern und Kellern, wo sie jahrelang probten, Alben aufnahmen oder kleine Auftritte gaben.

»Wie soll eine Band vorankommen, wenn sie nur unter schwersten Anstrengungen einen Proberaum findet, der dann auch noch feucht und ohne Sanitäreinrichtungen ist«, fragt Tschentscher-Trinks.

Seine Botschaft an die Akteure: »Was Leipzig fehlt, ist aus meiner Sicht ein Probenhaus nach dem Beispiel des ORWO-Hauses in Berlin. Hier könnten Synergien zwischen Bands, Labels, Studios, Konzerträumen und gegebenenfalls Shops

geben, die Leipzig und seine Szene wirklich voran bringen. Das kostet natürlich eine Menge Geld, dass allein aus dem Vermietungsgeschäft nicht zu refinanzieren ist. Hier ist also auch dringend politischer Wille notwendig, denn Leipzig als Musikstadt hat das Potential ein Leuchtturm für Mitteldeutschland zu werden. Es wäre schade, wenn wir das verpassen.«

Juliane Nagel sagt: »Die Stadtverwaltung muss aus Sicht meiner Fraktion endlich anerkennen, dass zur Musikförderung vor allem auch infrastrukturelle Unterstützung gehört. Das betrifft nicht nur den Bereich Proberäume, sondern auch Atelierräume für bildende Künstler, den Schutz von Clubs und anderen Kreativräumen vor den Interessen von Investoren. Gerade auf dem angespannten Immobilienmarkt drohen kulturelle Projekte, die prekär finanziert sind oder ehrenamtlich arbeiten, runterzufallen. Übungsräume sind die Basis für kreatives Schaffen.«

Gleichzeitig kritisiert sie, dass der Stadtverwaltung eine umfassende Strategie für die freie Kultur- und Kreativszene generell fehlt. Aus ihrer Sicht muss die Verwaltung sich auf neue Strukturen und Akteure einlassen und auch unkonventionelle Unterstützung leisten, als sie es in ihren eingefahrenen Strukturen gewohnt ist.

Tschentscher-Trinks sieht erst einmal das Engagement bei den Künstlern: »Die Aufgabe für Bands, Labels und Veranstalter heißt, dass Publikum mitzunehmen und letztlich dem Nutzer, dem Hörer von Musik das Feeling zu vermitteln: Hier geht es um mich – das ist meine Musik – meine Band.« Für ihn birgt Leipzig viel Potenzial, nach »Die Prinzen« und »Think About Mutation« szenübergreifend in Deutschland wieder stärker wahrgenommen zu werden. Dass das einigen Formationen gelingt, beweist das Medienecho über die jüngsten Albumveröffentlichungen von Brockdorff Klanglabor, Dark Suns, Nadine Maria Schmidt und Zen Zebra. Wann platzt die Bombe, wann startet Leipzig voll durch? Darauf warten einige Szene-Kenner seit Jahren und verfolgen mit großem Interesse die vielfältige Szene, wo ständig neue Bands entstehen.

»Es scheint hier einen riesigen kulturellen Sog nach Leipzig zu geben, dem man erst einmal entgegen treten muss«, so der Villakeller-Veranstalter. »Bei geschätzten 350 bis 500 Bands, allein im Bereich Rock- und Pop in Leipzig, ist es gar nicht so einfach, als Band Fuß zu fassen, Fans zu finden, einzigartig und authentisch zu sein und letztlich den Sprung aus Leipzig und der Region zu schaffen. So gesehen warten wir wohl auf eine Initialzündung, die das Potential zum Lodern bringt.«

Pinocchio, kleine, liebenswerte Range

Die Oper Leipzig wendet sich mit Erfolg dem jungen Publikum zu. Bejubelt wird in der Musikalischen Komödie zum Richard-Wagner-Jahr »Der Ring für Kinder« in der Verantwortung von Jasmin Solfaghari. Nun folgte im Opernhaus am 16. März die Premiere von »Pinocchio«, die Geschichte von der Holzpuppe, die ein richtiger Junge werden möchte, und der, wenn sie sich durch Lügen aus der Schlinge ziehen will, die Nase immer länger wächst. Der Oper Leipzig ist mit diesem Werk eine einfallreiche, sehenswerte Aufführung geglückt. Im voll besetzten Opernhaus ließen sich Klein und Groß davon gefangen nehmen. Die kurzweilige Inszenierung besorgte Gundula Nowack, deren Gespür fürs Theater voll zum Tragen kam. Sven Bindseil ersann wunderschöne, farbenprächtige Kostüme, sei es nun für die Marionetten, die Schlaraffenlandfahrer oder die Fische und natürlich auch für die Solisten. Das Staunen der Theaterbesucher war nicht zu überhören. Karin Fritz nutzte einfallreich die Möglichkeiten, die die Bühne bietet.

Die junge Sopranistin Olena Tokar bekam mit dem Pinocchio ihre erste große Rolle am hiesigen Opernhaus. Sowohl stimmlich als auch im Spiel wusste sie zu fesseln. Thomas Möwes gab dem Holzschnitzer Geppetto viel Wärme. Hervorragend war die Leistung von Kathrin Göring als Fee. Eine ausgezeichnete Textverständlichkeit zeichnete sie aus. James Moellenhoff gab dem Direktor Feuerfresser Mangiafuoco, der Rolle entsprechend, Derbheit. Die zahlreichen kleineren Rollen hatte man mit Kindern besetzt, die mit Mikroport ausgestattet waren.



**Demnächst: So. 28. April, 15 Uhr / Sa. 1. Juni, 18 Uhr
und Fr. 7. Juni, 11 Uhr (Änderungen möglich) Fotos: Tom Schulze**



Es war erstaunlich, wie sicher und engagiert alle ihren Part meisterten, sehr zur Freude des Publikums.

Eine tragende Rolle ist dem Kinderchor der Oper Leipzig unter Leitung von Sophie Bauer zugeordnet. Über 90 Kinder wirbelten geradezu besessen von Spielerei über die Bühne. Hier kann man dem Team, das das zuwege gebracht hat und natürlich den kleinen Sängern nur größte Hochachtung aussprechen.

Das Gewandhausorchester spielte mit gewohnter Klangqualität. Matthias Foremny hielt die Fäden sicher in der Hand. Die Lautstärke hätte man mitunter etwas dämpfen können.

Die Musik zur Oper komponierte Pierangelo Valtinoni, ein Komponist, der hier kaum bekannt ist. Er war zur Premiere anwesend und konnte den begeisterten Applaus in Empfang nehmen.

Für mich lag aber in der Musik der Wermutstropfen. Es ist ja eine Oper für Kinder. Da habe ich vermisst, dass nicht eine Melodie, aber auch kein Rhythmus im Ohr blieb. Man hört im »Pinocchio« Anklänge an Kurt Weill. Dieser lässt in seiner Schulooper »Jasager« nach entsprechender Szene immer »Er hat Ja gesagt« singen und am Ende dann »Er hat Nein gesagt«. Hier hätten zum Beispiel die Grillen, die Pinocchio ja begleiten, vor jeder unrechten Tat eine Warnung an ihn richten können. Am Ende, wenn Pinocchio seinen Vater mutig aus dem Bauch des Hai-fisches befreit, hätte es ein Lob sein müssen.

Es war ein wunderschöner Theaterabend. Im Ohr blieb leider nichts.

• **Eleonore Petzoldt**

Zum ersten Mal habe ich mir kürzlich eine komplette Fernsehsendung auf dem Computer angeschaut.

Angestachelt durch Schlagzeilen vieler Tages- und Wochenzeitungen, die über die Schauspielerin Katja Riemann wetterten, aber nicht nur ...

»DAS« ist ein Regionalmagazin des NDR, wochentags zwischen 18.45 und 19.30 Uhr im normalen Fernsehprogramm ausgestrahlt. Im Mittelpunkt ein breites rotes Sofa, auf dem der Moderator und ein prominentes Gesicht Platz nehmen. Ziel: der Moderator stellt Fragen an den Gast, meist im Zusammenhang mit einem neuen Film, einer neuen Fernsehproduktion, einem neuen Song ... oder einfach nur so, weil gerade kein anderer da ist.

Der »Riesenaufreger« war nun das Gespräch mit Katja Riemann. Einer, wie ich finde, guten Schauspielerin, die auf eine beachtliche Film- und Fernsehkarriere verweisen kann. Fast jedes Jahr eine Produktion. Sie rei-

FF dabei - Der Film- und Fernsehlink von Michael Zock

chen vom legendären »Der bewegte Mann« über »Die Apothekerin« bis zu »Verratene Freunde« in diesem Jahr. Und wer Katja Riemann an der Seite von Vollblutmusikerin Ina Müller jüngst singen und jassen hörte, sollte seinen Hut ziehen, selbst wenn er keinen trägt.

Die Riemann, so formuliere ich jetzt bewusst, gilt als »schwierig«, wohl auch deshalb, weil sie sich nicht alles bieten lässt. Da hat sie meine vollste Sympathie. Sie saß nun auf dem roten Sofa bei »DAS«, um, sicher auftragsgemäß, über ihren neuen Film zu reden. Promoten nennt man so was. Sie tat es sicher mit dem Gedanken: Vorgeplänkel über eine große Arbeit kann ja nicht schaden.

Aber: Keiner kann, bei noch so gutem Willen aus seiner Haut, höchstens aus selbiger fahren. In unserem Fall waren die belanglosen, scheinbar originellen Eingangsfragen des quatschenden Gegenübers schuld. Offenbar wusste Frau Riemann noch nichts vom Tod ihrer geschätzten Kollegin Rosemarie Fendel. Der Quatschkopp »überraschte« sie damit und wunderte sich, dass es ihr bei dieser Live-Nachricht die Sprache verschlug. Er wunderte sich weiterhin, als sie ein Einspielfilmchen, in dem Nachbarn aus dem Geburtsort über die kleine Katja schwadronierten, gar nicht gut, ja peinlich fand, und es auch so sagte.

Wenig später verwahrte sie sich dagegen, tumbe Fragen mit Schau-

spielerei und Privatleben zu vermengen, und bestand darauf, das eine ist beruflich, das andere privat und Letzteres geht nur wenige etwas an.

Warum ein solcher Medienaufschrei? Wer sich das Ganze nachträglich ansieht, wird bemerken, da saß eine sensible, manchmal traurige, wohl auch verletzte Frau, die sich subtil wehrt. Ihr Gegenüber, ein Moderator, der vor Eitelkeit platzt. In den Gesprächspausen soll die Formulierung gefallen sein: »Sehe ich (er) nicht geil aus?« Bei soviel »Geilheit« war der Typ nicht in der Lage, auf sein Gegenüber zu reagieren.

Er spielte seine Rolle sehr, sehr schlecht. Frau Riemann die ihre, sehr, sehr lebendig.

PS. Es gab zu diesem »Fall« Riemann-Beschimpfer auf Facebook. So unflätig, dass die Schauspielerin ihre Internetseite zeitweise schloss. So geriert sich das »soziale« Medium zur Wiese für anonyme Feiglinge und zum Pranger.



Foto: Rolf Arnold //Centraltheater

Der große Saal im Leipziger »Centraltheater« ist nicht wiederzuerkennen: Statt Sitzreihen begrüßt ein antikes Amphitheater die Zuschauer. Vier Reihen, elliptisch geformt und grellweiß. Hier könnte etwas Interessantes beginnen. Könnte. Form ist aber nicht alles. Sie verkommt zur Zutat, wenn der Inhalt nicht stimmt. Sebastian Hartmann, der für Regie und Bühne verantwortlich zeichnet, hat sich mit der Uraufführung der Theaterfassung des Romans »Der Schneesturm« von Wladimir Sorokin gründlich erhoben.

Der 1955 in der Sowjetunion geborene Autor weigerte sich dem Komsomol beizutreten und gehörte in den 1980er Jahren zum literarischen »Moskauer Untergrund«.

Der 2010 erschienene Roman »Der Schneesturm« wurde für die Bühne umgearbeitet: Ein Landarzt ist auf dem Weg zu einem Dorf, wo eine Epidemie ausgebrochen ist und gerät dabei mit seinem Pferdeschlitten in einen Schneesturm. Der Arzt

schläft während einer Rast mit der Müllerin, während der Müller nebenan sitzt. Ein zweiter Handlungsstrang zeigt ein gefangenes Paar, mutmaßlich in einem übergroßen Kessel kochend, denn alles wird nur mit Laserstrahlen angedeutet. Es ist eine skurrile Geschichte, der teilweise nur schwer gefolgt werden kann.

Zu Beginn lässt Sebastian Hartmann große Plastiksäcke

Schneestürmchen

mit Schaumstoff von seinem Ensemble hereintragen und ans Publikum verteilen. Alles wird geöffnet und alles mittels einer infantilen Schneeschlacht auf dem Bühnenboden verteilt. Die Zuschauer der ersten und zweiten Reihe dürfen sich dann den Kunststoffschnee von der Abendgarderobe pellen.

Eine feste Rollenverteilung ist nicht zu erkennen. Das Ensemble fällt durch enorme Schwierigkeiten bei der Textverständlichkeit auf. Der russische Akzent wird als Mittel

der Belustigung eingesetzt.

Der Arzt sucht sein Instrumentenkofferchen (»Tasche? Tasche?«), eine Frau reicht sie ihm. Seine Antwort: »Ah, Natascha«. Auf so einen Blödsinn muss man erstmal kommen. Oder folgender Dialog: »Da freut sich die Axt. – Hack – Knack«. Peinlich!

Sebastian Hartmann kann wie immer auf Theaternebel und technischen Schnickschnack – jetzt mal Lasertechnik – nicht verzichten. Die Videokamera fehlt auch nicht. Längeweile, Peinlichkeiten und Unverständlichkeit dominieren. Leider! Einzige Ausnahme: Der Chor der russisch-orthodoxen Kirche St. Alexej in Leipzig garnierte den Bühnenwahnsinn mit Melancholie.

Vielleicht hätte es eine klassische Tragödie von Euripides in dem Amphitheater auch getan. So bleibt nur das Fazit, dass hier im Rahmen der hochtrabenden Bezeichnung »Leipziger Festspiele« kein Schneesturm wütete, sondern ein Stürmchen im Wasserglas. • D. M.

»Warum weinen wir nicht mehr im Theater? / Weshalb müssen junge Menschen heutzutage sogar während einer Aufführung regelmäßig an ihrer Wasserflasche nippeln, als ersticke man am Trockenfutter Kunst? / Wozu muss es im Deutschland der konjunkturellen Hastigkeiten noch Dramaturgien geben? / Warum ändert jeder neue Intendant, wenn er irgendwo an die Macht kommt, zuallererst das Marketing-Outfit und das Format der Programmhefte – zeigt sich darin Charakter und Innovation?«

Diese und weitaus mehr Fragen stellte Hans-Dieter Schütt im »ND« am Welttheatertag – siehe www.neues-deutschland.de

Ach ...

lieber Axel Bulthaupt. Wo haben Sie nur Ihren Grammatikunterricht absolviert?

Ständig im MDR als Moderator präsent, und dann merkt keiner im Drehteam, Sie offenbar auch nicht, dass der jüngst in eine Film-Kamera gesprochene Satz:

»Das Ehepaar Honecker flog zu ihrer Tochter nach Chile.«

... die Note »sechs« verdient.

Oder wollten Sie die ehemalige Volksbildungsministerin nur etwas ärgern?

mic

Friedrichs großer Vogel

Es muss sich bis oben ins Innenministerium herumgesprochen haben: Desinteresse und Unfähigkeit der zuständigen Beamten haben es ermöglicht, dass die Zwickauer Terrorgruppe NSU 9 ausländische Mitbürger und eine Polizistin ermordet hat und mehrere Banken ausrauben konnte. Über Jahre hinweg. Nun spannt Innenminister Friedrich die Muskeln an und will aufräumen mit möglichen Gefährdungen der Bevölkerung. Seine Mitarbeiter haben als erstes eine 118 Seiten starke Richtlinie für Sicherheit beim Vogelschießen erarbeitet. Es ist zwar seit dem Mittelalter nicht vorgekommen, dass bei diesem beliebten Schießen auf einen Holzvogel einem Besucher des Volksfests ein schweres Holzteil auf den Kopf gefallen ist, aber es könnte ja sein. Deshalb dürfen die Vögel nun nicht mehr aus dicken Bretter zusammengenagelt sein, son-

dern nur aus dünnerem und vor allem »astfreiem Weichholz«, und sie müssen auch viel kleiner sein.

Daraufhin sind Tausende von Schützen sofort in Linie angetreten, die Hand am Abzug. Eine Gruppe aus dem Sauerland ist in Uniform sogar zum Bundeskanzleramt marschiert und hat Angela Merkel den Vogel gezeigt, den großen, auf den sie wieder schießen möchten. Und tatsächlich – sie hat die Mundwinkel hochgezogen. Nun müssen Friedrichs Leute eine neue Richtlinie ausarbeiten. Nicht mehr so dünne Bretter und wieder einen größeren Vogel. Aber mindestens 118 Seiten.

Friedrich will doch nun endlich mal durchgreifen und die Bürger vor Unheil schützen!

Ramsauers Furcht

Auch ein Verkehrsminister hat manchmal Angst. Minister Ramsauer

fürchtet den Vorwurf der Frauendiskriminierung. Aus der neuen Straßenverkehrsordnung müssen diskriminierende Sprachformen getilgt werden. Sie gilt zwar ausgerechnet ab 1. April, aber man muss es wohl trotzdem ernst nehmen. Fußgänger, ganz gleich welchen Geschlechts, überqueren die Straße ab 1. April als »zu Fuß Gehende«, und sie müssen immer genau auf jeden »Rad Fahrenden« achten, nicht nur auf einen möglichen Radfahrer, es könnte ja auch eine Frau auf dem Rad sitzen. Ab sofort: Verkehr ohne Geschlecht.

Aber Herr Ramsauer, im Bundeskabinett sitzen mit Ihnen zusammen 16 Minister. Sitzen da nicht auch Frauen dazwischen? Die wollen Sie doch nicht etwa diskriminieren wie die Radfahrerinnen, die bisher in der Straßenverkehrsordnung einfach als »Radfahrer« durchgegangen sind?

• Wolfgang Böttger

Im Auf und Ab der kommunistischen Bewegung

Diese Biographie zeichnet das wechselvolle Leben und Wirken einer Frau nach, die in der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung zeitweilig eine wichtige Rolle gespielt hat.

Ruth Fischer wurde geboren am 11. Dezember 1895 in Leipzig als erstes Kind von Rudolf Eisler und Ida Fischer, die bald nach der Geburt heirateten. 1897 und 1898 kamen ihre Brüder Gerhart und Hanns Eisler zur Welt. 1901 übersiedelte die Familie von Leipzig nach Wien. Noch während des Gymnasiumsbesuches schloss sie sich dem Sprechklub der sozialistischen Mittelschüler an.

Während des ersten Weltkrieges studiert Ruth Fischer in Wien Humanities, Ökonomie, Psychologie und Philosophie. Schon 1914 tritt sie der SP bei. 1918 beginnt auch ihre Tätigkeit in der entstehenden kommunistischen Bewegung in Wien, und sie referierte auf dem 1. Parteitag der KPÖ. Im August 1919 geht sie nach Berlin, nennt sich Ruth Fischer, lernt ihren Partner Arkadi Maslow kennen, trennt sich von ihrem ersten Mann.

Sie beginnt eine intensive Mitarbeit in der KPD, wird allmählich führende Funktionärin im Parteibereich Berlin-Brandenburg. In den Debatten um den Kurs der KPD wird sie eine Sprecherin des linken Flügels mit sehr radikalen Positionen, erschwert der Partei-Führung ihre Arbeit, die das Abebben der revolutionären Welle erkannt hat. Ihre

Stunde schlägt im Oktober 1923.

Der von der KPdSU gewünschte Revolutionsversuch wird von der realistischen KPD-Zentrale rechtzeitig abgesagt; aber die Führung wird zum Sündenbock: Die realistischen Brandler und Thalheimer werden durch Ruth Fischer und ihre Freunde ersetzt. Eineinhalb Jahre später (1925) haben die Ultralinken um Ruth Fischer die KPD um ein Großteil ihres Einflusses gebracht, werden abgesetzt. Ruth Fischer arbeitet noch eine Zeit lang mit anderen Ultralinken zusammen, wird Sozialarbeiterin im Arbeiterbezirk Prenzlauer Berg, Berlin.

Sie wird aus der KPD 1927 ausgeschlossen, beantragt Wiederaufnahme. Mit der Ablehnung wird sie auch vom Leninbund ausgeschlossen. Ihre politische Aktivität lässt nach.

1933 muss sie mit Maslow Deutschland verlassen, geht zuerst nach Prag, erste Station einer langen Wanderung, »die Länder öfter wechselnd als die Schuhe«

Nächste Station ist Paris, wo Ruth Fischer der trotzkistischen linken Opposition beiträgt, Sozialarbeiterin im roten St. Denis bei Paris wird. 1936 trennt sie sich von den Trotzkisten, gründet eine kleine marxistische Gruppe. Anfang 1940 flüchtet sie mit Maslow vor der Wehrmacht nach Marseille. Sie erhält ein USA-Visum und gelangt nach New York. Spätestens 1943 beginnt die Kooperation mit den US-Geheimdiensten.

Maslow muss nach Kuba, wo er auf ein US-Visum wartet, 1944 stirbt

er, vermutlich ermordet von einem Agenten Stalins. Ruth Fischer wird zur verbitterten Antikommunistin, denunziert ihre Brüder vor dem Mc Carthy-Ausschuss. Sie denunziert Bert Brecht und die linken Emigranten, bezichtigt ihre Brüder der Mitverantwortung für Maslows Tod. Die Harvard Universität gibt ihr ein Stipendium (bis 1955) für antikommunistische Forschung.

Seit 1946 reist sie nach Deutschland, nach Europa und Asien. 1947 wird sie US-Bürgerin. 1948 kontaktiert sie den britischen und einen amerikanischen Geheimdienst. Sie arbeitet weiter als Denunziantin und in »intellektuellen antikommunistischen Propagandaforen«. 1952 beendet sie diese Kooperation, lebt ab 1956 in Paris, trennt sich von ihrem Antikommunismus. Sie unterrichtet an der Sorbonne, schreibt Bücher, sucht – vergeblich – Aussöhnung mit ihren Brüdern. 1960 kontaktiert sie die deutschen sozialistischen Studenten. Sie stirbt am 13. März 1961 an Herzversagen in Paris.

Der Autor beschreibt auf 758 Seiten das Leben von Ruth Fischer mit all seinen Windungen und Widersprüchen. Jede dieser abrupten politischen Wendungen stellt er in den Kontext der allgemeinen politischen Entwicklung und der vielen Kehrtwendungen der kommunistischen Bewegung. So wird das Buch auch fast zu einer Geschichte der Bewegung, in der Ruth Fischer zeitweise eine sehr

aktive Rolle gespielt hat. Durch ihre ultralinke Aktivität hat sie den Niedergang der KPD mit eingeleitet, den Verlust ihrer Souveränität. Sie arbeitete mit an der »Bolschewisierung« der KPD.

Dann wurde sie selbst Opfer dieses Prozesses. Ob sie und A. Maslow bessere Führer der KPD hätten werden können als ihre Nachfolger – wie Kessler andeutet – mag man mit Fug und Recht bezweifeln. Ihre lange antikommunistische Lebensphase zeigt, dass sie die geistige Selbstständigkeit und tiefe marxistische Überzeugung nicht hatte, die die von ihr heftig bekämpften und viel geschmähten Ketzer bewiesen haben.

Diese blieben ihrer Überzeugung treu; und sie stellen die andere Seite dieser pluralen, vielfältigen Bewegung dar. Die Ketzer und Reformer sind die wichtigsten in einer Bewegung, die aus ihren Irrtümern und Fehlern, auch aus den in ihrem Namen begangenen Verbrechen öffentlich lernt. Menschen wie Rosa Luxemburg, Clara Zetkin, Rosi Wolfstein – um nur einige wenige Namen zu nennen –, die innerparteiliche Gegner von Ruth Fischer waren, sind der bessere Teil der deutschen revolutionären Bewegung.

• Theodor Bergmann

Mario Kessler, Ruth Fischer: »Ein Leben mit und gegen Kommunisten« (1895-1961); Köln-Weimar-Wien 2013, 758 S., 59,90 Euro

Am Anfang dieser wahren Geschichte steht ein spektakulärer Zufallsfund. Als der britische Historiker Orlando Figes im Herbst 2007 die Hilfsorganisation »MEMORIAL« aufsuchte, trafen dort gerade drei alte Truhen ein, die das Privatarchiv eines Moskauer Ehepaares, Lew und Swetlana Mischtschenko, enthielten, darunter, wie sich herausstellte, die etwa 2000 Briefe, welche die beiden im Zeitraum zwischen Juli 1946 und Juli 1954 einander geschrieben hatten.

Dies entsprach der Zeit, die Lew im Arbeitslager von Petschora (Nordsibirien) zubringen musste. Es war, wie Figes schreibt, nicht nur die bei weitem »größte Sammlung von Gulagbriefen«, die je an der Zensur vorbeigeschmuggelt worden war. In ihnen bietet sich dem Leser eine der bewegendsten authentischen Liebesgeschichten des Jahrhunderts dar – dokumentiert und kommentiert von einem Herausgeber, der sich schon vor Jahren mit seinem monumental angeleg-

ten Buch über das russische Volk in den Zeiten der Revolution als wahrer Epiker unter den modernen britischen Historikern erwiesen hatte.

Die beiden jungen Leute hatten sich kurz vor dem Kriege in Moskauer Studentenkreisen kennengelernt. Nach dem militärischen Überfall Nazi-Deutschlands trennten sich ihre Wege. Lew geriet als Freiwilliger an der Front bald in deutsche Gefangenschaft, konnte zwar nach Jahren der Zwangsarbeit fliehen – doch nur, um von den Seinen als »Hochverräter« abgeurteilt und in den Gulag von Petschora (Nordsibirien) verbracht zu werden. Er überlebte eigentlich nur dank des Eingreifens eines Mithäftlings (Georgi Strelkow) in leitender Position, der ihn in eine physisch erträgliche Tätigkeit einwies. Nun trat

die Odyssee der Liebenden in ihre spannungsvollste Phase – sie wollten einander wenigstens einmal im Jahr treffen. Und so begannen alljährlich auf beiden Seiten minutiöse Vorbereitungen für Zeit und Ort ihres illegalen Rendezvous. Die lange Fahrt von Moskau nach Petschora (2170 km) (die nicht ausdrücklich genehmigt war!) bedeutete auch für Sweta ein großes Wagnis. Lew musste jedesmal das Kunststück vollbringen, eine Bleibe für das kurze heimliche Treffen zu finden und abzusichern, was wiederum nur dank der Solidarität anderer Häftlinge und freier Arbeiter ermöglicht wurde. Der ganze Vorgang zeigt, wie es in diesem Land, auch wenn nicht gerade Bürgerkrieg oder eine Große Terrorwelle herrschte, um die Menschenrechte und den

zivilisatorischen Mindeststandard bestellt war.

Lew Mischtschenko wurde am 17. Juli 1954 aus dem Lager entlassen, ein reichliches Jahr danach konnte er die Ehe mit Sweta schließen, doch seine Suche nach einer Arbeitsstelle in Moskau blieb lange Zeit erfolglos. Im März 2008 suchte Orlando Figes das hochbetagte Ehepaar zu mehreren Interviews auf, er war von ihrer menschlich noblen Art tief beeindruckt. In seinem Buch bedient er sich eines sachlich-prüfenden und zugleich human engagierten Erzählstils, der die Ungeheuerlichkeiten der Verhältnisse wie auch die Charaktere der Liebenden zur Geltung bringt.

• Willi Beitz

Orlando Figes: Schick einen Gruß, zuweilen durch die Sterne. Eine Geschichte von Liebe und Überleben in Zeiten des Terrors. Aus dem Englischen und Russischen von Bernd Rullkötter. Hanser, Berlin 2012, 376 S., 24,90 Euro

Liebe in Zeiten des Gulag

Rückblick auf ein Leben in vier Deutschländern

Nach »Einigkeit und Recht. Die DDR und die deutsche Justiz« (2005) und »Verlorene Prozesse« (2009) blickt Friedrich Wolff, geboren 1922 als Sohn eines jüdischen Arztes, auf sein Leben in vier deutschen Staaten zurück. »Ich meinte«, so schreibt er, »ich könne auf diese Weise auch meine politischen Ansichten verbreiten, könne meinen Kindern und Enkelkindern zeigen, von wem sie abstammen und auch selbst mein Leben überdenken.« Dafür kamen ihm seine über Jahrzehnte akribisch geführten ausführlichen Tagebücher und ein umfangreicher Briefwechsel zugute.

Amtlich als »jüdischer Mischling ersten Grades« bezeichnet und als solcher im Zuge seiner Musterung der »Ersatzreserve II« zugeteilt, überlebte er mit viel Glück – sein Wehrpass hatte den Vermerk »nzy« – das »Tausendjährige Reich«. Im Juli 1945 wird er Mitglied der KPD, im März 1946 Student der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Berliner Universität.

In dieser Zeit war die Stimmung unter den Studenten, wie Wolff schreibt, »überwiegend antisowjetisch und antikommunistisch«, die Mitglieder der KPD an der Uni eine Minderheit. Unter diesen Bedingungen wird Wolff zum Vorsitzenden der nunmehrigen SED-Parteiorganisation der Studenten aller Berliner Universitäten und Hochschulen gewählt. Ungeschönt schildert er die politischen und ideologischen Auseinandersetzungen in und außerhalb der Partei. Als Wolff aus Anlass des 2. Parteitages der SED 1947 eine parteinterne Resolution verfasst, die sich kritisch zur Lage in der Partei und ihrer Propaganda äußert und präzise Vorschläge zur Überwindung von Missständen in der Partei unterbreitet, wird die Resolution zwar von der Parteigruppe, der er angehört, ange-

nommen, aber von der übergeordneten Leitung eine Kommission zur Durchführung eines Parteiverfahrens gegen den Autor, der als »Kopf der Troztkistischen Gruppe an der Juristischen Fakultät« bezeichnet wird, gebildet. Über diesen Vorgang erfährt der Leser im Kapitel »Trotzkist in der SBZ« protokollierte Details. Obwohl die Sache im Sande verlief, wurde Wolff bei der generellen Parteiüberprüfung im März 1951 in den Kandidatenstand zurückversetzt. Wolff trug es mit Fassung.

Nach dem ersten juristischen Staatsexamen wird er im August 1949 Hilfsrichter beim Ostberliner Kammergericht. Offenherzig berichtet Wolff in dem ironisch überschriebenen Kapitel »Bonze in der DDR« über seinen beruflichen und politischen Werdegang und sein Erleben der DDR. Hierbei erfährt der Leser auch so manches über sein Privat- und Familienleben. Politisch war es oftmals eine schwere Zeit, ökonomisch nicht minder. »Es war Kalter Krieg. Der Feind sprach dieselbe Sprache, war unser unmittelbarer Nachbar und wollte die DDR beseitigen.«

Mit dem Beitritt der DDR zur BRD begann auch »die juristische Abrechnung mit der DDR und ihren Politikern«. Der damalige Bundesjustizminister Kinkel fordert auf dem Deutschen Richtertag 1991 in Köln dazu auf, »das SED-Regime zu delegitimieren«, DDR- und Nazistaat unter einen Hut zu bringen. Entsprechend dieser Vorgabe heißt es dann: DDR gleich Unrechtsstaat, BRD gleich Rechtsstaat. Wolff wird, ohne Defizite der DDR zu negieren, nunmehr zum Verteidiger des »Unrechtsstaates« im Rechtsstaat. Im September 1990 gründet er mit sechs Kollegiumsanwälten und mit Hilfe eines Bankkredits über 300 000 Mark die Sozietät



Autor Friedrich Wolff (rechts) im Gespräch mit Michael Zock, als der Anwalt 2009 in der LN-Redaktion »Verlorene Prozesse« vorstellte. Foto: ege

»Dr. Wolff und Partner«. Er hat die Mandate von Hermann Axen, Erich Honecker, Werner Krolikowski, Hans Modrow, Walter Janka, Markus Wolf, Werner Großmann u.a. Dazu Friedrich Wolff im Vergleich zu anderen Prozessen: »Jetzt verteidigte ich meine Genossen und mit ihnen die DDR.« Aber auch andere Politiker erteilten ihm ihr Mandat, so zum Beispiel Heinrich Homann, Peter-Michael Diestel und Sabine Bergmann-Pohl. Von Rudolf Bahro, der nach Wolff »ein typisches Opfer der politischen Justiz der DDR« war, erhielt er schon vor dem Honecker-Prozess ein Schreiben, in dem dieser zum Ausdruck brachte, dass er bereits 1990 Rechtsanwalt Vogel erklärt habe, »die eigentliche, die politische Verteidigung« Erich Honeckers zu übernehmen, wenn es zu einem Prozess kommen sollte. Beigelegt war ein von ihm verfasstes und an den »Spiegel« adressiertes Essay, datiert vom 21. Juni 1992. Der »Spiegel« hat es nicht gedruckt, Wolff holt es nach. »Wenn die rote

Fahne auf dem Reichstag 1945 legitim und mehr als legitim war«, schrieb Bahro, »dann hat die DDR nicht nur sein dürfen, sondern sein müssen.« Wolff schlussfolgert, »dass mit der »Delegitimierung« der DDR der Sozialismus delegitimiert werden soll«, dass die sozialistische Idee den Verfechtern der krisengeschüttelten neoliberalen Marktwirtschaft gefährlicher denn je erscheint. »Die Zahl derer, die diese Gesellschaftsordnung in Frage stellen, wird größer.«

In seinem Lebensrückblick heißt es: »Wirtschaftlich ging es mir am besten in der BRD. Schönes Haus an einem märkischen See, schönes Auto, schöne Reisen. Keine Frage... Dennoch, die DDR war mir das liebste der vier Deutschländer.«

• Kurt Schneider

Friedrich Wolff: Ein Leben – Vier Mal Deutschland. Erinnerungen: Weimar, NS-Zeit, DDR, BRD. Papy-Rossa Verlag, Köln 2013. 248 Seiten, 15 Euro.

Mit dieser kleinen Schrift meldet sich der renommierte Journalist und promovierte Historiker Theo Sommer in der Reihe »Standpunkte« zur Zukunft der NATO zu Wort. Dies tut er mit Sachkenntnis, Akribie und Sachlichkeit. Scharfsinnig analysiert er das Desaster des Krieges in Afghanistan und beschreibt es so real wie nur wenige in unserer Medienlandschaft. Damit hebt er sich in scharfem Kontrast von regierungsoffiziellen Darstellungen ab. Ähnlich kritisch bewertet er die anderen NATO-Einsätze. Den wissenschaftlich-technischen Entwicklungen im Militärwesen Rechnung tragend, widmet er sich ausführlich der Cybersecurity,

den Gefahren von Cyberspionage und Cyberkriegen. Entschieden wendet er sich gegen eine Militarisierung des Cyberspace und plädiert für eine enge Zusammenarbeit von Staat, Wirtschaft und Militär bei Wahrung des Primats der Politik.

Er erkennt, dass mit der veränderten Welt die NATO ausgedient hat. »So total, dass sich aus den historischen Wurzeln ... keine Rechtfertigung mehr für ein ... »Weiter« ableiten lässt.« Anders als der Autor

Die NATO hat ausgedient

kommt jedoch der Rezensent zu der Erkenntnis, dass es für den Fortbestand der NATO seit 1991 keine objektiven Gründe mehr gibt. Sie entstand in einer konkreten historischen Situation. Mit deren tief greifenden Veränderung hat sie sich überlebt. In Europa hat die NATO derzeit keine Feinde. Selbst dort nicht, wo sie über ihr ursprüngliches Territorium hinausgewachsen ist. Sie hat aber seitdem mehrmals bewiesen, dass sie die vom Autor wiederholt beschworene

Friedensrolle nicht bereit und fähig ist zu spielen. Sein Vorschlag, die NATO sollte europäischer und so, »mehr zu einem politischen Forum werden«, ist angesichts ihres aggressiven Agierens im 21. Jahrhundert eine Illusion. Darüber hinaus schaffte und schafft sich die EU selbst ihre politische und militärische Organisation. Eine Duplizität der europäischen Verteidigung ist unnötig.

• Harry Pursche

Theo Sommer: Diese Nato hat ausgedient. Das Bündnis muss europäischer werden. Edition Körberstiftung, Hamburg, 2012. 127 Seiten, 10 Euro.

Gedanken zu einer Art »Lebensmagistrale«

Von Gottfried Kirchner

Wenn der Name »Marx« genannt wird, denken viele gleich an »Marxismus«. Es darf aber ausgeschlossen werden, dass er die Absicht gehabt hätte, einen »Marxismus« zu schaffen.

Jetzt, wo sich sein Todestag – zum 130. Mal – jährte, und er am 5. Mai vor 195 Jahren geboren wurde, erscheint es angebracht, in das Bewusstsein der heute Lebenden die gewaltige Motivation zu rücken, die Karl Marx und seine Frau Jenny die wiederholten Ausweisungen aus bürgerlichen Staaten – Frankreich, Belgien, Deutschland und wieder (indirekt) Frankreich – ertragen ließ, zu schweigen vom Londoner Armutsleben (1850er Jahre!) – vor einer Katastrophe nur durch Engels bewahrt – und dem Verlust der Kinder Heinrich Guido, Franziska und Edgar.

Schon der Achtzehnjährige schreibt in seinem Abituraufsatz: »Wenn wir den Stand gewählt, in dem wir am meisten für die Menschheit wirken können, dann können uns Lasten nicht niederbeugen, weil sie nur Lasten für alle sind, dann genießen wir keine arme, eingeschränkte, egoistische Freude, sondern unser Glück gehört Millionen« (*Betrachtung eines Jünglings bei der Wahl eines Berufes...*, die Hervorhebungen in den Zitaten von G. K.).

Auch zwanzig Jahre später finden wir bei Marx den Bezug zur Menschheit wieder. Im Vorwort zur *Kritik der Politischen Ökonomie* (1859) heißt es: »Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann.«

Interessanterweise hat Lenin in seiner Schrift gegen die Volkstümler, wo er das genannte Vorwort in weiten Zeilen zitiert, diese Passage »ausgespart«. Ebenso verfährt Lenin an gleicher Stelle mit einem entscheidenden Satz aus dem Vorwort zum ersten Band des *Kapital*; Marx schreibt dort: »Auch wenn eine Gesellschaft dem Naturgesetz ihrer Bewegung auf die Spur gekommen ist, [...] kann sie naturgemäße Entwicklungsphasen weder überspringen noch wegdekretieren.«

Zugleich wird hier mit aller Klarheit deutlich, dass eine »Veränderung der Welt« außer eben in Form dieser Entwicklungsphasen selbst für Marx nie eine Rolle gespielt hat; die



berühmt-berüchtigte elfte Feuerbachthese (nur ein Gedanke) stand ja in einem völlig anderen, rein philosophischen, Zusammenhang. Daher auch Marxens Überzeugung – schon seit den 1840er Jahren –, dass »es sich nicht um Durchführung irgendeines utopistischen Systems handle, sondern um selbstbewusste Teilnahme an dem unter unsern Augen vor sich gehenden geschichtlichen Umwälzungsprozess der Gesellschaft« (*Herr Voigt*, 1860). Seine eigene Rolle fasste Marx nach dem Urteil von Paul Lafargue, dem späteren Bräutigam der Tochter Laura, in den Lieblingsauspruch: »Für die Welt arbeiten!«

Und noch einmal begegnet uns seine »Sicht auf die Dinge« in dem Interview, das er dem Sonderkorrespondenten der Chicago Tribune im Dezember 1878, also nur etwas mehr als vier Jahre vor seinem Tod, gab. »Wenn er über sein Lieblingsthema, den Sozialismus, spricht, dann schwelgt er nicht in jenen melodramatischen Tiraden, die ihm allgemein zugeschrieben werden. Er verweilt dann bei seinen utopischen Plänen für »die Emanzipation der Menschheit« mit einem Ernst und einer Nachdrücklichkeit, die darauf verweisen, daß er fest überzeugt ist von der Verwirklichung seiner Theorien, wenn nicht in diesem,

dann zumindest im nächsten Jahrhundert.« Angesprochen auf den Standpunkt der Sozialisten, die »doch ganz allgemein die Überführung der Arbeitsmittel in gesellschaftliches Gemeineigentum als das große Ziel der Bewegung (betrachten)«, antwortet Marx: »Gewiß, wir sagen, daß dies das Ergebnis der Bewegung sein wird. Doch wird das eine Frage der Zeit, der Erziehung und der Ausbildung höherer Gesellschaftsformen sein.« Schließlich sagt er zur Frage möglicher Revolutionen – außer in den USA, Großbritannien und vielleicht Frankreich: »Man braucht kein Sozialist zu sein, um vorauszusehen, daß es in Rußland, Deutschland, Österreich und möglicherweise in Italien [...] zu blutigen Revolutionen kommen wird. [...] Aber diese Revolutionen werden von der Mehrheit gemacht werden. Revolutionen werden nicht von einer Partei gemacht, sondern von der ganzen Nation.« Aufschlussreich ist ferner, was wir im 46. Kapitel des dritten Bandes des *Kapital*, das Marx wie die folgenden immerhin im Entwurf ausformuliert hatte, lesen können: »Selbst eine ganze Gesellschaft, eine Nation, ja alle gleichzeitigen Gesellschaften zusammengenommen, sind nicht Eigentümer der Erde. Sie sind nur ihre Besitzer, und haben sie als boni patres familias

den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen.«

Die Sicht auf das Weite verstellte ihm auch nicht den »Blick auf das Nächste«. So berichtete August Bebel über seinen London-Besuch bei der Familie Marx im Dezember 1880: »Hierbei wurde ich sehr angenehm überrascht, zu sehen, mit welcher Herzlichkeit und Zärtlichkeit Marx, der zu jener Zeit überall als der schlimmste Menschenfeind verschrien war, mit den beiden Enkelkindern zu spielen verstand und mit welcher Liebe diese an dem Großvater hingen.« »Sogar ganz fremde Kinder«, erzählte die jüngste Marx-Tochter Eleanor, »kamen an den großen Mann mit dem langen Haar und Bart und den guten braunen Augen heran und hielten ihn oft in der Straße auf, ebenso zutraulich waren die Tiere zu ihm. [...] Einmal, erinnere ich mich, hielt ein wildfremder zehnjähriger Knabe ohne weiters den »Chef der Internationale« in Maitland Park an und sagte zu ihm: »Swop knives«. Nachdem er Marx erklärt hatte, dass »swop« in der Schulzungensprache »tauschen« meinte, holten beide ihre Messer heraus und verglichen sie. Das Messer des Jungen hatte nur eine Klinge, die Marx' zwei, diese aber waren fürchterlich stumpf. Nach einigem Hin und Her wurde der Handel abgeschlossen, die Messer getauscht und der »gefürchtete Chef der Internationale« gab einen Penny drauf, weil sein Messer gar so stumpf war.«

Die »Confessions«
(ein beliebtes
Gesellschaftsspiel:
Erkenne dich selbst!),
die Jenny und Laura einmal
scherzweise ihrem Vater
vorlegten, schlossen mit
den beiden Fragen:
Favourite maxim die Antwort:
Nihil humani a me
alienum puto.
(Nichts Menschliches
gilt mir fremd.)
Favourite motto Die Antwort:
De omnibus dubitandum.
(An allem ist zu zweifeln.)

(Unter Verwendung eines Motivs aus der im Eulenspiegel Verlag erschienenen Karikaturensammlung »Grüß Gott! Da bin ich wieder!«)

Zur Tradition der deutschen Arbeiterbewegung gehören die freien Gewerkschaften. Als Interessenvertreter der Arbeiter und Angestellten konnten ihre Organisationen bedeutende Erfolge im Kampf um den Achtstundentag, um bessere Arbeits- und Lebensbedingungen, höhere Löhne und politische Rechte erringen. Nicht zuletzt hatte 1920 der Generalstreik der Gewerkschaften dazu beigetragen, den Kapp-Putsch zu zerschlagen. Weit oben auf der Liste der Gleichschaltung der Gesellschaft standen bei der Naziführung 1933 die Zerschlagung der freien Gewerkschaften und die Schaffung einer »Arbeitsfront« als Gliederung der Nazi-Partei. Das geschah mit Gewalt und Demagogie.

Der 1. Mai, der traditionelle Kampftag der Arbeiterklasse, wurde 1933 zum gesetzlichen Feiertag der nationalen Arbeit umfunktioniert. Die Führung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB) ging am 19. April den Nazis förmlich auf den Leim, als sie erklärte: »Der Bundesausschuss des ADGB begrüßt den 1. Mai als gesetzlichen Feiertag der nationalen Arbeit und fordert die Mitglieder der Gewerkschaften auf, im vollen Bewusstsein ihrer Pionierdienste für den Maigedanken, für die Ehrung der schaffenden Arbeit und für die vollberechtigte Eingliederung der Arbeiterschaft in den Staat sich allerorts an der von der Regierung veranlassenen Feier festlich zu beteiligen.«

Bereits am 21. April wurde ein geheimes Rundschreiben des NSDAP-Stabsleiters Robert Ley verbreitet, in dem es u. a. hieß: »Dienstag, den 2. Mai 1933, vormittags 10 Uhr, beginnt die Gleichschaltungsaktion gegen die Freien Gewerkschaften... Im wesentlichen richtet sich die Aktion gegen den Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund und den Allgemeinen Freien Angestellten-

Gleichgeschaltet

Arbeitsfront statt freier Gewerkschaften

bund. Was darüber hinaus von den Freien Gewerkschaften anhängig ist, ist dem Ermessen des Gauleiters anheimgestellt... SA bzw. SS ist zur Besetzung der Gewerkschaftshäuser und der Inschutzhaftnahme der infrage kommenden Persönlichkeiten einzusetzen... Die Ortsausschuttsvorsitzenden sowie die Angestellten der Verbände sind nicht in Schutzhaft zu nehmen, sondern zur Weiterarbeit zu veranlassen.«

Nach diesem Aktionsplan besetzten am 2. Mai 1933 SA-Trupps die Gewerkschaftshäuser. Die Gewerkschaftskassen und anderes Eigentum wurden beschlagnahmt, viele Funktionäre wurden verschleppt. Das Eigentum der Arbeiterorganisationen und Genossenschaften, Grundstücke, Druckereien, Häuser, Turnhallen, Bäder, Sportplätze, Büchereien, Fahrzeuge, Sportgeräte, Musikinstrumente u. v. a. m. wurden geraubt.

Dieser Zwangsauflösung aller Gewerkschaften folgte am 10. Mai 1933 die Gründung der Deutschen Arbeitsfront (DAF) als ein der NSDAP angeschlossener Verband (NSDAP-Gliederung), in dem 1933 bis 1945 bei formal freiwilliger, praktisch jedoch obligatorischer Mitgliedschaft die in Industrie, Handel und Gewerbe tätigen Arbeiter und Angestellten sowie die Unternehmer zusammengeschlossen waren. Der Organisationsleiter

der DAF war Robert Ley in Personalunion mit der gleichartigen Funktion innerhalb der NSDAP. Als einer der Hauptangeklagten im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess verübte Selbstmord.

Die DAF wurde zur Sicherung der faschistischen Pläne zur Niederhaltung und Ausplünderung des deutschen Volkes und später auch anderer Völker sowie zur Vorbereitung des faschistischen Raubkrieges genutzt. Ende 1933 enthielt der Aufbau der DAF noch Konzessionen an den tief in der Arbeiterklasse noch verwurzelten Gewerkschaftsgedanken, doch mit ihrem endgültigen Aufbau nach dem 23. November 1933 wurde das nazistische Führer- und Gefolgschaftsprinzip voll durchgesetzt. Fachlich war die DAF in 19 Fachämter und territorial wie die NSDAP gegliedert. Die innere Ordnung des Betriebes verband die autoritäre Leitung durch den »Führer des Betriebes« mit einer angeblichen Interessenvertretung der Arbeiter und Angestellten, die von ihnen nicht selbst wahrgenommen werden konnte, sondern von Partei- und Staatsseite kontrolliert wurde. Über Tariffragen bestimmten die im Mai 1933 eingesetzten »Treuhänder der Arbeit«, Beamte, die dem Reichsarbeitsministerium unterstanden. Die DAF verbreitete die Naziideologie und half, die Betriebe mit Betriebsappellen und Werkscharen zu militarisieren. Verbesserte Sozialleistungen und Einrichtungen, wie die auf Massen-Freizeitgestaltung und -Reisen spezialisierte NS-Gemeinschaft »Kraft durch Freude« wurde von Teilen der Bevölkerung als sozialer Fortschritt und als Förderung des Gedankens der Volksgemeinschaft begrüßt. Auch dieser Umstand trug dazu bei, dass die Naziführung, gestützt auf eine Massenbasis, das deutsche Volk in die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges führen konnte.

• **Winfried Steffen**

1 / KALENDERBLATT

Vor 80 Jahren ermordet: Fritz Dressel

Er gehörte zu den ersten, die im KZ-Dachau ermordet worden sind.

Geboren am 1. Juni 1896 im oberfränkischen Welsberg, wurde Fritz Dressel mit 18 Jahren zum Kriegsdienst einberufen und in Frankreich und Russland eingesetzt. Nach schwerer Verwundung und Lazarettaufenthalt nicht mehr für den Fronteinsatz verwendbar, musste er nunmehr als Arbeiter in der Münchener Rüstungsindustrie Kriegsdienst leisten.

1919 trat Dressel der KPD bei und gehörte bald ihrer Bezirksleitung Südbayern an. Im März 1921 wurde er vor allem wegen seines engagierten Eintretens für Max Hölz zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Hölz, einer der populärsten deutschen Kommunisten, war nach der Niederschlagung der März-Aktion verhaftet worden und durch eine lebenslängliche Zuchthausstrafe bedroht, die später – im Juni 1921 – verhängt wurde, kam aber durch eine Amnestie im Juli 1928 wieder frei. Dressel, nach 15 Monaten auf Bewährung entlassen und in verantwortungsvolle Parteifunktion gewählt, war von 1928 bis 1933 Abgeordneter des Bayerischen Landtages und Vorsitzender der KPD-Landtagsfraktion. Sein Eintreten für Münchener Arbeitslose, so hatte er unter anderem eine Protestdemo der Arbeitslosen mit angeführt, wurde mit Aufhebung der Immunität und der Verurteilung zu mehreren Monaten Haft geahndet.

Im April 1933 protestierte er beim Gauleiter der bayrischen NSDAP gegen den von der SA betriebenen mörderischen Terror. Kurze Zeit später, bereits am 3. Mai 1933, erfolgte seine Verhaftung und Einlieferung in das KZ-Dachau, deren SA-Wachmannschaft ihre Hunde auf ihn hetzten. Fritz Dressel wurde unter dem Beifall der SA von diesen Tieren zerfleischt, verblutete und starb am 7. Mai 1933.

Dachau war das erste große dauerhaft angelegte KZ der deutschen Faschisten und wurde zum Modell für die später errichteten Lager. Bereits am 22. März 1933, wenige Wochen nach dem Machtantritt Adolf Hitlers, wurden dort die ersten männlichen Gefangenen eingesperrt. Im KZ-Dachau und seinen 140 Außenlagern waren von 1933 bis 1945 mehr als 250 000 Menschen inhaftiert. Für Zehntausende von ihnen – vor allem Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Juden – war Dachau der letzte Lebensort.

• **Kurt Schneider**

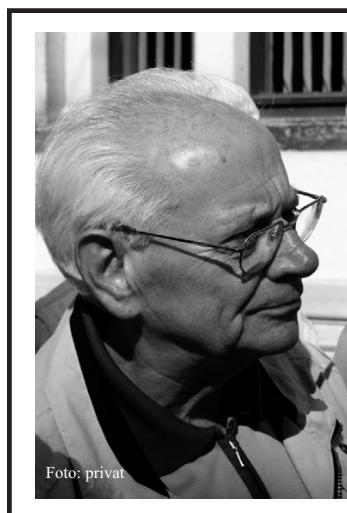


Foto: privat

Historiker Dieter Kürschner verstorben

Nach schwerer Krankheit ist der Leipziger Militärgeschichtler und Autor Dieter Kürschner im Alter von 78 Jahren verstorben.

Er wirkte an zahlreichen Büchern und Broschüren zur Stadtgeschichte mit. Sein Spezialgebiet war die Geschichte der Kasernen im Leipziger Norden. Intensiv arbeitete er im Team zur Gestaltung des »Gedenkbuches für die Leipziger Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft 1933 bis 1945« mit.

Geschätzt wurde seine Autorenschaft auch in der Redaktion von »LEIPZIGS NEUE«. 116 Folgen ei-

ner von ihm gestalteten Serie über die Straßennamen der Stadt fanden über die Jahre einen interessierten großen Leserkreis.

Seit dem Jahr 1996 diskutierte er als Sachkundiger in der Arbeitsgruppe »Straßenum- und -neubenenennung« mit. Die Geschehnisse rund um den Volkmarisdorfer Thälmannplatz waren für ihn u. a. eine »sinnlose Aktion«, die der Historie dieses Areals widerspricht.

Redaktion und Leser werden die kenntnisreichen Texte vermissen.

Seiner Familie gilt unser Mitgefühl ... *Das Redaktionsteam*



BRIEFKASTEN

zu LN 3/2013
Bismarckdenkmal in Leipzig

Die erste Einweihung fand am 1. April 1895, zu Bismarcks 80. Geburtstag statt, und zwar auf dem Augustusplatz vor dem Theater.

Da der Leipziger Rat keine Dauergenehmigung für den Standort Augustusplatz gegeben hatte, wurde das Denkmal bald im Johannapark ein zweites Mal aufgestellt. Statt des deutschen Jünglings reichte jetzt ein ebenfalls von Magr geschaffener Schmied Bismarck den Kranz, um auszudrücken, dass Bismarck der »Schmied der deutschen Einheit« ist.

Als 1940/42 etliche Denkmale aus Bronze abgerissen und für die Rüstungsindustrie eingeschmolzen werden sollten, wurde nur der Schmied abgerissen, Bismarck blieb aber stehen.

Es waren nicht Unbekannte, die das Denkmal nach Kriegsende stürzten. Obwohl das Bismarckdenkmal nach dem Kriege auf einer Liste von Denkmälern stand, die auf Anordnung der SMAD nicht abgerissen werden sollten, haben 1946 Verantwortliche der Stadt den Abriss angeordnet, denn Bismarck, der reaktionäre Preuße, der mit dem Sozialistengesetz die deutsche Arbeiterbewegung schädigen wollte, passte nicht in die antifaschistisch-demokratische Ordnung

C. R. UHLRICH, Leipzig

»Weltoffen in neuer Bedeutung«

Zeitungen und MDR waren jüngst zu Gast im »Astoria«

Die bauliche Wunde »Astoria« böte Gelegenheit das unsägliche Treiben der Treuhand in den Fokus zu nehmen, die mit Privatisierungen um jeden Preis Milliarden Schäden anrichtete. Es ist von Verpachtung durch die Interhotel-Gruppe an die Maritim-Kette die Rede. Werden dubiose Immobiliengeschäfte, ohne jede Auflage, anonymisiert, um die Verantwortung der »steuerfressenden« Treuhand (selten lag die Lüge deutlicher in einer Namensgebung!) zu verschleiern?

Ein markantes Beispiel wie sämtliche, damals mit viel Euphorie geschaffene, demokratische Strukturen der kommunalen Mitbestimmung von sich austobenden »Turbomarktwirtschaftlern« entmündigt wurden. Hinzu kam Rat- und Tatenlosigkeit

politischer Marionetten, die »betroffen« reagieren wenn der Hai den zu- geworfenen Happen tatsächlich frisst. Wenn man die Eigentümer von brachliegenden Grundstücken sieht, bekommt das Prädikat »weltoffene Stadt« eine verständlichere Bedeutung. Der alte/neue OB wird, u. a., auch weitere sieben Jahre, machtlos gegenüber den »weltoffenen Heuschrecken« in das Leipziger »Zentralloch« vor seinem Amtszimmer blicken müssen.

Wenn der Gauck/Birthler/Jahn-Behörde, aus demographischen Gründen, die Arbeit ausgeht, könnte sie vielleicht neue »Aufarbeitungen/ Abrechnungen«, natürlich mit in Wirtschaftskriminalität geschultem Personal, übernehmen?

R. JAWUREK, Markkleeberg



Malerei Maritta Brückner

Mal- und Zeichenkurse

jeden Sonnabend 10 bis 14 Uhr
Leipzig, Haferkornstraße 15, Quergebäude
Anmeldung
0341/6013281 oder 0177/7254505

Hamburger Korrespondenz

Bankenstützung, eine »sündige Fischbude«, Bürgerproteste

Trotz der Installation des Ex-Senators Thomas Mirow als neuen Aufsichtsratsvorsitzen, bleibt die HSH Bank in schwerer See. Nun müssen die Eigner, die Bundesländer Hamburg und Schleswig-Holstein das Finanzinstitut wieder stützen. Die Landesregierungen in Hamburg und Kiel beschlossen Mitte März, der kriselnden Institution erneut unter die Arme zu greifen. Die Staatsgarantie wurde um drei auf zehn Milliarden Euro aufgestockt. Mit dieser Kapitalerhöhung erfüllt die Bank die Wünsche von Investoren, Ratingagenturen und der Aufsichtsbehörde. Der Markt für Seefracht liegt danieder, Frachtschiffe liegen ohne Aufträge an den Pfählen - kurz, eine Besserung ist nicht in Sicht.

Auch die Fusion von Hapag-Lloyd und Hamburg-Süd zu einem neuen Schiff-Fahrtkonzern sind geplatzt. Auf Wunsch der Familie Oetker, der neben dem Back- und Puddingimperium auch die Hamburg-Süd gehört, haben sie sich »bisher nicht auf eine partnerschaftliche Ausgestaltung der Transaktion einigen können«, teilte die Hapag-Lloyd AG mit. Die Wahrheit: Es ging um Börsengang, Ausschüttungspolitik, Entsenderechte in Aufsichtsrat wie die Standortsicherung.

Kurz gesagt: Wer mehr verdient. Für das Geschäftsjahr 2012 hat die Hapag-Lloyd AG einen Verlust von 128 Millionen Euro gemeldet. Die Zahlen für die Hamburg-Süd liegen noch nicht vor. Einer der stets mit seinem Fisch-Imperium gewinnt, ist der Sylter Jürgen Gosch. Allein auf dieser Nordseeinsel betreibt er sieben Läden, bundesweit kommen 22 hinzu. Seit kurzem hat er auf der Reeperbahn sein neuestes Restaurant im ehemaligen »Café Keese« eröffnet. Es war mal das bekanntesten Tanzlokal auf dem Kiez. 1948 eröffnete Bernhard Keese das gleichnamige Lokal auf der Reeperbahn. Regelmäßig fand hier der »Ball Paradox« statt. Da forderten Damen Herren zum Tanz auf. Ablehnung: Unerwünscht! . Das »Café Kee-

se« war absolut solide, vielmehr »ehestiftend«. Nun eröffnet Jürgen Gosch hier wohl »die sündigste Fischbude« der Welt.

Noch bevor Ende April im vernachlässigten Stadtteil Hamburg Wilhelmsburg eine Gartenschau beginnt, öffnete Ende März die Internationale Bauausstellung (IBA) ihre Pforten. Für Hamburgs Ersten Bürgermeister Olaf Scholz ist das »ein Umbruch im Aufbruch für die Elbinseln.« Rund 300 Millionen Steuergeld, dazu 700 Millionen von privaten Investoren sind in die IBA-Projekte nach Wilhelmsburg, Veddel und in den Binnenhafen geflossen.

Die Situation in Wilhelmsburg und der Veddel zeichnen sich durch hohe

Arbeitslosigkeit, triste Wohngebiete mit Hochhäusern und eine über dem Durchschnitt liegende Kriminalität aus. Auch weisen Wilhelmsburg und die Veddel einen hohen Anteil von Immigranten aus. Nun soll die IBA für die Elbinseln und den Binnenhafen die Wende bringen. Bürgermeister Scholz in seiner Eröffnungsrede: »In Wilhelmsburg und drum herum zu wohnen, wird »in« sein, nicht nur für die Szene der Trendsetter, die bereits jetzt einen neuen »Kult-Stadtteil« für sich entdecken, sondern für alle, die der Reiz dieses wohl buntesten Teils von Hamburg lockt.«

Anwohner und Demonstranten sehen das etwas anders. Tina Schmidt vom »Aktionskreis Umstrukturierung«: »Die IBA hat Stadtentwicklung betrieben, ohne dringend benötigten günstigen Wohnraum zu schaffen.« In der Tat hätten die Planer stattdessen konsequent auf die Anwerbung besser verdienender Bevölkerungsgruppen gesetzt. All das treibt die soziale Spaltung voran. Mit einer vorbildlichen Stadtentwicklung hat die IBA nichts gemein.

Umrahmt wird sie mit einer Gartenschau Ende April.

• Karl-H. Walloch

Die Nachricht war ein Schock für alle Freunde der Olympischen Bewegung. Das Ringen soll nach über 2000 Jahren olympischer Geschichte ein Ende haben. Man erinnert sich an alte Vasen und Amphoren mit Darstellungen der Sportart, an Reliefs aus der Antike. Ringen gehörte zum Fünfkampf, zum so genannten »Pale«. Seit 1896, als Pierre de Coubertin die Olympischen Spiele der Neuzeit ins Leben rief, gehörte es zum olympischen Programm, im klassischen Stil. Seit Athen 2004 ist auch Frauenringen im klassischen Stil olympisch. Nach dem angekündigten »Aus« ab dem Jahr 2020 droht dieser Tradition der Absturz in die Bedeutungslosigkeit. Denn ohne die Millionen-Förderung durch das IOC wird der Ringersport kaum überlebensfähig sein.

Viele Ergebnisse und Ereignisse sind auch in unserem Gedächtnis unvergesslich. Der erste deutsche Olympiasieger war Carl Schuhmann, der 1896 neben Gerätturnen und Gewichtheben die Goldmedaille im Ringen gewann. 1912 folgte Georg Gerstaecker mit Olympiasilber. Zu den weiteren Wegbereitern des deutscher Ringersports gehörten Kurt Leucht und Jacob Brendel, Olympiasieger 1928 bzw. 1932 im griechisch-römischen Stil und Wilfried Dietrich, der 1960 Olympiasieger im klassischen Stil wurde. Auch in der DDR gehörte das Ringen zu den Erfolgsdisziplinen. Rudolf Vesper errang 1968 Olympiagold, Lothar Metz holte schon 1960 in Rom eine Silbermedaille, errang 1964 Bronze und holte schließlich 1968 ebenfalls Gold in Mexiko. Heinz-Helmut Wehling gewann 1972 eine Silber- und 1976 eine Bronzemedaille. Leipzig war in den sechziger Jahren eine Hochburg des Ringens. Horst Stottmeister kam von hier, wurde 1971 Europameister und Vizeweltmeister und belegte bei den Olympischen Turnieren 1972 und 1976 jeweils den vierten Platz. Auch wenn der Leipzi-



»Eine olympische Sportart muss Tradition und Fortschritt verbinden«, erklärte IOC-Vizepräsident Thomas Bach in Lausanne die Entscheidung, Ringen zur Streichung aus dem Programm der Spiele ab 2020 zu empfehlen. Die Olympische Hymne wird künftig nicht mehr die Wahrheit beinhalten, wenn die IOC-Executive an dieser Entscheidung festhält. Dort heißt es in der zweiten Strophe: »Beim Laufen, Ringen und beim Werfen...«

• Lars Brunner

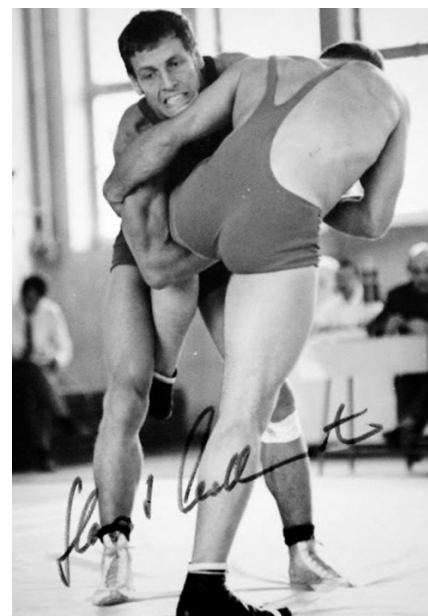
Bildmotive: Horst Stottmeister in Aktion (Autogrammkarte aus den 70er Jahren)

Antike griechische Sportler auf der Bodenplatte einer Statue im Archäologischen Museum von Athen. (Foto privat)

Absturz in die Bedeutungslosigkeit

ger Ringersport keinen Olympiasieger hervorgebracht hatte, so war das Leistungszentrum jedoch eine Schmiede für künftige Welt- und Europameister. Für viele »Rostocker« und »Frankfurter« führte der Weg nicht selten über Leipzig an die Weltspitze.

Insgesamt holten deutsche Ringer bei Olympischen Spielen acht Goldmedaillen, 24 Silbermedaillen und 16 Bronzemedaillen. Der deutsche Ringersport zählt 17 Weltmeister, die insgesamt 23 WM-Titel holten. Hinzu kommen 51 Europameistertitel. Aber Tradition allein zählt im Internationalen Olympischen Komitee (IOC) wenig



Radsportmuseum Course de la Paix

Friedensfahrer erinnern sich

Vor 65 Jahren startete die Friedensfahrt erstmals. Daran und an ihre eigene Teilnahme erinnern sich am 4. Mai 2013 ehemalige Teilnehmer. Ihr Kommen haben versprochen:

Gustav-Adolf Schur (DDR) von 1952 bis 1964 zwölfmaliger Teilnehmer und Sieger in den Jahren 1955 und 1959,

Tarek Aboul Zahab (Libanon) von 1962 bis 1965 viermaliger Teilnehmer,

Ryszard Szurkowski (Polen) von 1969 bis 1973 und 1975 sechsmaliger Teilnehmer und Sieger in den Jahren 1970, 1971, 1973 und 1975,

Stanislaw Szozda (Polen) von 1973 bis 1976 und 1978 fünfmaliger Teilnehmer und Sieger 1974,

Jan Brzezny (Polen) 1974, 1975, 1977 und 1980 viermaliger Teilnehmer,

Gert Schipper (Niederlande) 1981 Teilnehmer,

Bert Wekema (Niederlande) 1983 Teilnehmer

Weitere Teilnehmer aus Großbritannien, Tschechien, Deutschland und der Niederlande haben ihr Kommen signalisiert. Darunter befinden sich Mechaniker und Physiotherapeuten – die guten Geister der Mannschaften im Hintergrund.

Wo? **Radsportmuseum Course de la Paix**, Grabenstraße 20, 39221 Bördeland Ortsteil Kleinmühligen

Wann? **Am 4. Mai 2013, ab 11 Uhr**

Im Anschluss an die Veranstaltung besteht um 14 Uhr die Möglichkeit, bei den in der Sporthalle »Am Mühlberg« stattfindenden Landesmeisterschaften der Kunstradfahrer Sachsen-Anhalts zuzuschauen.



Bestellschein

LIEFERANSCHRIFT:

Name, Vorname
 Straße, Hausnummer
 PLZ, Ort
 evtl. Telefon

ANSCHRIFT UND KUNDEN-NR. des Werbers* bzw. Geschenkgebers*

* Nichtzutreffendes bitte streichen
 Kundennummer
 Name, Vorname
 Straße, Hausnummer
 PLZ, Ort

- Probe-Abo (3,00 Euro für ein Vierteljahr)
- Normal-Abo (10,80 Euro im Halbjahr)
- Studierenden-Abo (10,80 Euro im Jahr) bei Kopie des Studentenausweises
- Internet-Abo (15,00 Euro im Jahr)

Solidaritätspreis: Ich möchte LEIPZIGS NEUE unterstützen und zahle zum Halbjahrespreis zusätzlich 5,00 Euro.

bitte ausgefüllt schicken an:
 LEIPZIGS NEUE, Braustraße 15, 04107 Leipzig

- Ich bitte um Rechnung
 - Ich bezahle durch Bankeinzug
- Geldinstitut
 BLZ
 Kontonummer
 Kontoinhaber
 Datum, 1. Unterschrift des Auftraggebers
 Ich kann diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen nach Absendung (Datum Poststempel) widerrufen.
 2. Unterschrift des Auftraggebers

Die Zeitung erscheint monatlich und wird bundesweit über die Post/e-mail zugestellt. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein halbes Jahr, wenn ich es nicht bis einen Monat vor Bezugsende in der Redaktion kündigt.

Buchhandlung Rijap

Neu bei uns:

Da war ein Land, das du nicht kennst
 Ein Kaleidoskop der DDR
 Eulenspiegel, 15,99 Euro

Klaus Eichner, Karl Rehbaum: *Deckname Topas*
 Der Spion Rainer Rupp in Selbstzeugnissen
 edition ost, 14,99 Euro

Michail Gorbatschow: *Alles zu seiner Zeit*
 Mein Leben
 Hoffmann und Campe, 24,99 Euro

Wir beschaffen jedes lieferbare Buch, in Leipzig ab 20 Euro frei Haus. In alle anderen Orte Sachsens für geringes Porto.

Bestellen Sie per Telefon, Fax oder Internet
 Tel.: 0341 - 9 11 01 70, Fax: 0341 - 9 11 01 71
www.buchhandlung-rijap.de



In Leipzig finden Sie uns in der
Filiale Axispassage
 04159 Georg-Schumann-Str. 171
Filiale Eutritzscher Zentrum
 04129 Wittenberger Str. 83
Filiale Büchermarkt Mockau Center
 04357 Mockauer Str. 123
Filiale Wallmann
 04155 Georg-Schumann-Str. 52



HOLZZEITUNG ODER E-PAPER? BEIDES IN EINEM: DAS ND-KOMBIABO.

neues deutschland als ePaper für jeden Tag – und am Wochenende im Briefkasten. Kombinieren Sie geschickt die Vorteile von »Digital« und »Print«: Das ePaper des »nd« bringt Sie schon am Vorabend auf den neusten Stand! Und am Wochenende das druckfrische »nd«: kritisch, lebendig, mutig! Freuen Sie sich auf frischen Wind im Blätterwald mit dem nd-Kombiabo für nur 19 €* im Monat.

E-MAIL: aboservice@gnd-online.de
 WWW: neues-deutschland.de/abo
 TELEFON: (030) 29 78 18 00

neues deutschland

Unsere Genossin **Maria Krämer** begeht am 22. April ihren 83. Geburtstag.

Wir gratulieren herzlichst und wünschen Dir, liebe Maria, alles erdenklich Gute.
 Deine Genossinnen und Genossen der Basisgruppe Löbnitz der Partei DIE LINKE

ISOR e. V.

Beratungen für Rentner und angehende Rentner, die Mitarbeiter der bewaffneten Organe und der Zollverwaltung der DDR waren, sowie für diejenigen, die nach der Neufassung des § 6, Abs. 2 AAÜG neu vom Rentenstrafrecht bedroht sind.
Sprechstunden:
 jeden vierten Mittwoch, 16 bis 17 Uhr, im Stadtteilzentrum Messemagistr. Str. des 18. Oktober 10a.

Krimi zwischen Leipzig und Afrika

Zwei junge Autoren, Sophie Sumburane vom Leipziger fhf Verlag und Christian Barz vom Leipziger Plöttner Verlag lesen gemeinsam

am 8. Mai, 20 Uhr

in der Buchhandlung KAPITALDRUCK, Roßplatz 11 aus ihren Büchern »Gestörte Verhältnisse« (Sumburane), dessen Handlung zwischen Leipzig und Mosambik angesiedelt ist, und »Blutige Pfade« (Barz), in dem ein Mord im Land am Indischen Ozean aufgeklärt wird.

Bürgerverein Messemagistr.ale
 Leipzig, Str. des 18. Oktober 10a

18.4., 15 Uhr: Erzählcafé für Senioren: »Meine Geschwister und ich« oder »Meine lieben Verwandten«

25.4., 15 Uhr: Café mit Thema **Sicherheitsberatung für Senioren durch Polizeiberatungsstelle**



Tel.: 0341-9608531 Fax: 0341-2125877

AUSGEWÄHLTE VERANSTALTUNGEN

Leipzig, 13. April, Sonnabend, 19 Uhr

Vortrag und Diskussion: »Casa Pound«: Italiens »Faschisten des 3. Jahrtausends« mit Saverio Ferrari, Osservatorio Democratico, Mailand linxxnet, Bornaische Str. 3d

Frankenberg, 16. April, Dienstag, 19 Uhr

Podium und Diskussion: »Vom Sozialstaat zum Wettbewerbsstaat – und zurück?« mit Prof. Dr. Friedhelm Hengsbach SJ, und Bernd Riexinger. Kulturforum »Stadtspark«, Hammertal 3

Leipzig, 17. April, Mittwoch, 18 Uhr

Fachgespräch: »Gemeinsam wirtschaften – Gibt es solidarische Unternehmensformen?« mit Judith Dellheim, RLS Berlin und Eckehart Stamer, Unternehmer aus Dresden Rosa-Luxemburg-Stiftung, Harkortstraße 10

Dresden, 17. April, Mittwoch, 19 Uhr

Buchvorstellung und Diskussion: »Emanzipatorisch, sozialistisch, kritisch, links? Zum Verhältnis von (politischer) Bildung und Befreiung« mit Janek Niggemann, Mitautor und Herausgeber. Bibliothek der Evang. Hochschule, Dürerstr. 25

Schwarzenberg, 20. April, Sonnabend, 15 Uhr

Zum 100. Geburtstag von Stefan Heym: »Aber lassen sie uns doch den Traum« – Stefan Heym und »Schwarzenberg« mit Franz Sodann, Schauspieler. Ehemalige Turnhalle am Ottenstein

Leipzig, 20. April, Sonnabend, 10 Uhr

»Die Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins 1863 und ihre Bedeutung für die Linke« mit Prof. Dr. Klaus Kinner, u. a. Haus des Buches, Gerichtsweg 28

Leipzig, 23. April, Dienstag, 19 Uhr

Vorlesungsreihe MarxExpedition 2013: »Die Geschichte des Marxismus« mit Hans-Jürgen Lachmann Hörsaalgebäude Uni Leipzig, Universitätsstr.

Leipzig, 25. April, Donnerstag, 18.30 Uhr

REIHE: RosaL. in Grünau: »Fahrscheinloser ÖPNV« mit Ute Borlik, Grüne Liga, Dresden. Klub Gshelka, An der Kotsche 51

Leipzig, 30. April, Dienstag, 18 Uhr

Vortrag und Diskussion: »Klassik« als Periodenbegriff in historiografischen Wissenschaften und in der Kunstgeschichte. mit Dr. Jürgen Stahl, Leipzig Rosa-Luxemburg-Stiftung, Harkortstr. 10

Leipzig, 7. Mai, Dienstag, 18 Uhr

Buchvorstellung und Gespräch: »Rosa Luxemburg und Maxim Gorki. Luxemburg-Forschungsbericht Band II. mit Prof. Dr. Erhard Hexelschneider, Leipzig. Rosa-Luxemburg-Stiftung, Harkortstr. 10

Dresden, 8. Mai, Mittwoch, 19 Uhr

Buchvorstellung und Diskussion: »Die große Entwertung« mit Ernst Lohoff. WIR AG, Martin-Luther-Str. 21

Leipzig, 8. Mai, Mittwoch, 20 Uhr

Lesung und Konzert: »Strom & Wasser feat. The Refugees« im Rahmen des Lindenau-Festivals. Georg-Schwarz-Str.

Chemnitz, 10. Mai, Freitag, 18 Uhr

Lesung: »Das tausendjährige Reich«. Lyrische Zeitbetrachtungen zwischen 1933 und 1945 mit Texten von Jura Soyfer und Horst Lommer. Rothaus e. V., Lohstr. 2

Chemnitz, 10. Mai, Freitag,

Lesung und Konzert: »Strom & Wasser feat. The Refugees« Galerie Weltecho, Annaberger Str. 24

Leipzig, 13. Mai, Montag, 18 Uhr

Buchvorstellung und Diskussion: »Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt« mit Prof. Dr. Jörg Baberowski, Berlin. Rosa-Luxemburg-Stiftung, Harkortstr. 10

Die Veranstaltungen sind öffentlich

Kurz vor seinem
88. Geburtstag
ist unser Genosse
Fritz Lehmann

für immer von uns gegangen.

Für eine sozialgerechte, demokratische und friedliche Gesellschaft hat unser Fritz gelebt und gekämpft bis seine Kraft zu Ende ging.

Dafür danken Dir
Deine Genossinnen und Genossen der
Basisorganisation 114/1 der Partei DIE LINKE

Allen Genossen und Freunden die traurige Nachricht, dass mein lieber Mann, guter Vater, Schwiegervater, Opa und Uropa

Dr. Karl-Heinz Blaurock

15. Mai 1925 1. März 2013

nach schwerer Krankheit verstorben ist.

In tiefer Trauer und Dankbarkeit:
Elfriede Blaurock geb. Albrecht,
unsere Töchter Sabine, Stephi und Konstanze
mit Familien Bruno und Iris,
unsere Enkel Vera und Bernd mit Familien
Mike, Eva und Felix,
unsere Urenkel Nadin, Lisa, Lena und Yoan

Leipzig, im März 2013

Unser Genosse
Gerhard Jendreck

lebt nicht mehr.

Er starb im Alter von 82 Jahren.

Wir werden ihn nicht vergessen!

Die Genossinnen und Genossen der
Basisgruppe Altlichtenau der Partei DIE LINKE



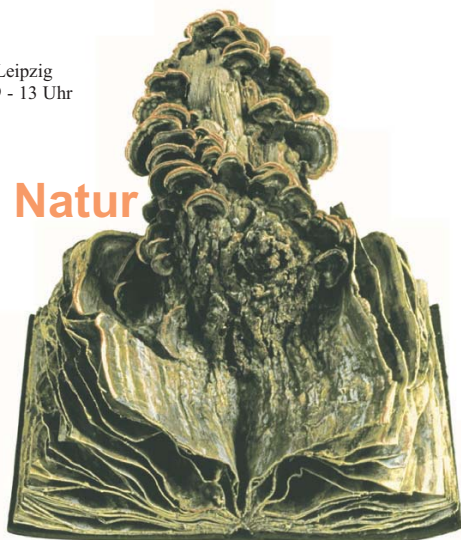
Lortzingstraße 3, 04105 Leipzig
Di - Do: 9 - 18 Uhr, Fr: 9 - 13 Uhr
Sa/So: 10 - 16.30 Uhr

Lesezeichen der Natur

Buchobjekte aus der
Kunstabibliothek von

Martin Schwarz

10. März bis 2. Juni 2013



100 Jahre Urwaldkrankenhaus Lambarene

Bürgerverein Musikviertel und Friedenszentrum Leipzig
laden ein zum **Lichtbildervortrag am 16. April, 17 Uhr**
im Schwägerichentreff, Schwägerichenstraße 8

Der Zahnarzt Eberhard Wissel, der das Krankenhaus mehrmals besuchte, berichtet von der Gründung, Geschichte und Gegenwart des Lebenswerkes des Friedens-Nobelpreisträgers Albert Schweitzer.

**LEIPZIGS
NEUE**

Herausgeber: Projekt Linke Zeitung e.V.,
Braustraße 15, 04107 Leipzig,
Tel.: 0341 / 21 32 345
Fax: 03212 / 11 80 370
E-Mail: redaktion@leipzigs-neue.de
Internet: www.leipzigs-neue.de
Bankverbindung: Sparkasse Leipzig
BLZ 860 555 92 - Konto 1 150 114 840

Sprechzeiten: Mo 10 bis 12 Uhr / Di 13 bis 15 Uhr

Redaktion:

Kurt Schneider, Helmut Ulrich, Michael Zock
(V.i.S.P.)

Vertrieb, Abonnement, Abrechnung, Anzeigen, Werbung:

Ralf Fiebelkorn, Büro- und Verlagsservice,
Gärtnerstraße 113, 04209 Leipzig.

Druck: Nordost-Druck GmbH & Co. KG Neubrandenburg

Einzelne Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird nicht gehaftet.

Redaktionsschluss

dieser Ausgabe: 8. April 2013

Die nächste Ausgabe erscheint am 11. Mai 2013

quer gedacht
von Eva Lenn

**Gewinner
Verlierer**

»Ich habe gewonnen – du hast verloren!« Wobei? – Bei einem Gesellschaftsspiel, bei einem sportlichen Wettkampf – im nächsten Spiel gewinnt vielleicht jener, der im ersten verloren hat. Gleiche Partner begegnen sich da im fairen Wettkampf. Wenn aber im öffentlichen Alltagsleben von Gewinnern und Verlierern gesprochen wird, da geht es nicht um gleichberechtigte Personen, sondern da geht es um den Typ des Siegers und des Verlierers. »Das ist der Typ des dynamischen jungen Mannes – der wird eingestellt.« – »Du schaffst das, du bist doch ein Siegertyp!« – »Wie sieht denn der Neue aus – das ist ein Looser.« Und er wird auf dem Schulhof geschubst, geboxt und geschlagen. »Den können wir nicht einstellen, das ist ein Verliertyp, da nützt keine Hilfestellung.«

Was steckt dahinter? Die Menschen werden nicht als Personen gesehen, die die gleichen Chancen und die gleiche Würde haben, unabhängig von ihren ganz individuellen Eigenschaften, Fähigkeiten und Besonderheiten, sondern sie werden von vornherein in zwei Klassen geteilt. Maßstab für diese Einteilung sind scheinbar nebensächliche Merkmale wie: Kleidung und Verhalten, die nicht dem Standard entsprechen, Interessen und Fähigkeiten, die für das Gewinnstreben im Geschäftsleben nutzlos sind.

Ganz allmählich hat sich diese Sicht auf den Menschen eingeschlichen. Viele merken nicht, wie sie selbst zum Werkzeug der Manipulation und Diskriminierung ihrer Mitmenschen werden. Es sind die Zwänge des Finanzkapitalismus, der immer weniger Menschen als Arbeitskräfte braucht, die auf die Hirne der Menschen einwirken und sie dazu treiben, unter sich eine Vorrangsortierung zu treffen, wer in diesem Dschungel überleben soll und wer nicht. Die Arglosigkeit wird sich rächen ...

**Jahrzehntelang
mitten im
Stadtzentrum
eingemauert!**

Befreit wurde der fleißige Gärtner, dieser Tage durch den Abriss eines Industriegebäudes. Er erfreute mit seiner leuchtenden Gießkanne und dem lichtsprühenden Wasserstrahl vor 50 Jahren Leipziger und Mitarbeiter vom ansässigen Blumenhaus »Hahnisch« und war eine der originellsten, meterhohen Leuchtreklamen im Stadtzentrum.

Fotos: Paul



Genosse KOSSONOSSOW anno 2013!

Ich habe wieder mal auf CD die köstliche Satire »Die Kuh im Propeller« von Michael Sostschenko gehört, meisterhaft vorgetragen von Manfred Krug. Wir haben sie vor 50 Jahren kennengelernt, aber sie hat eine überraschende Aktualität.

In dieser Geschichte erleben wir, wie der Genosse Kossonossow von der Fliegerschule die Bauern seines russischen Dorfes davon überzeugen will, etwas Geld zu spenden, damit sich das Flugwesen weiter entwickelt. So ein Flugzeug, agitiert er eifrig, wenn es auf eine Kuh stürzt, würde sie sofort erschlagen. Ängstlich fragen die Bau-

ern, ob auch Pferde so zu Schaden kommen könnten.

Kossonossow bestätigt lautstark: »Auch Pferde!« Wir Heutigen fragen unsicher, ob in der Lasagne etwa auch Pferde sind. Kossonossow wäre sicher: »Auch Pferde!«

• H. W.

Eine gute Nachricht für Eheleute: Sie haben eine deutlich größere Chance, ein höheres Lebensalter zu erreichen, als Menschen ohne festen Partner. Forscher in den USA haben die Daten von 5000 Personen ausgewertet, die in den 1940er Jahren geboren wurden.

Apotheken-Umschau am 15. 3.

Moskau hat 2006 die Einfuhr georgischer Weine und Mineralwässer gestoppt und das mit Qualitätsmängeln begründet. Nicht ganz zu Unrecht: Abfüller in Russland hatten dafür gesorgt, dass in den Flaschen oft nicht das drin war, was draufstand.

ND am 20. 3.

Mehr als 20 Millionen Euro hat die NPD bisher vom Staat erhalten, das schmerzt, ist aber derzeit rechtens.

DLF am 21. 3.

Mit jeweils 6,8 Punkten teilen sich Island und Neuseeland den Titel des freundlichsten Reiselandes, Deutschland belegt lediglich Rang

83, mit einem guten Durchschnittswert von 6,1. Die Daten stammen aus einer Umfrage unter Unternehmensführern, die in den jeweiligen Ländern tätig sind. Im Schnitt wurden pro Land 90 Personen befragt.

Travel & Tourismus Report

FUNDSACHEN

Die Macht der Eliten bedeutet die Ohnmacht der Bürger ...

Essay und Diskurs, DLF am 24. 3.

Wir haben heute keine Weltordnung, wie in Zeiten des Kalten Krieges, sondern eine neue Weltunordnung. F. Pleitgen im Presseclub am 24. 3.

Das neue Volksleid Burnout hat dubiose Therapien hervorgebracht: von Anti-Burnout-Tango-Therapie

bis hin zu Versicherungen gegen Burnout bedingte Berufsunfähigkeit. tv 14, Nr. 7

Der langjährige ARD-Fernsehkorrespondent für die Arabische Welt, Jörg Armbruster, ist bei Dreharbeiten in der Stadt Aleppo im Norden von Syrien angeschossen worden. Der erfahrene Reporter sei in einen Schusswechsel geraten und dabei schwer verletzt worden.

Tagesschau am 30. 3.

In Frankreich müssen demnächst Regierende und Parlamentsmitglieder ihre Vermögensverhältnisse offenlegen, um politische oder wirtschaftliche Interessenskonflikte zu vermeiden.

DLF am 3. 4.

Der Euro ist die Hure, die Banken die Zuhälter.

Dieter Hildebrandt auf »Störsender«, seinem Internetauftritt

Gelesen, gehört, gesehen und notiert von Siegfried Kahl

WEISHEITEN
von Reinhard Lochner

Eine moderne Gesellschaft ist undenkbar ohne Individualrechte, die es dem einzelnen gestatten, auf seine ganz persönliche und eigenständige Art zu denken, zu reden, sich zu kleiden, zu amüsieren, zu leben – so wie alle anderen!

Im Interesse des Volkes muss die Staatsmacht im Namen des Volkes notfalls auch gegen die Interessen des Volkes eingesetzt werden.

